



Wien

D

3608

E-f. 554

Allgemeine  
Lesebibliothek  
für  
Lektürefreunde aller Stände.

---

Ein Magazin  
zur  
Unterhaltung und Belehrung  
herausgegeben  
von  
einer kleinen gelehrten Gesellschaft.

---

Zweites Bändchen.

---



---

Frankfurth am Mayn,  
bei J. G. Pech,

---

1791.

Widmung

# Zeitschriften

1811

Zeitschriften aller Länder

1812

1813

Zeitschriften aller Länder

1814

Zeitschriften aller Länder

1815

1816

1817

1818

1819

1820

---

I n h a l t  
des zweiten Bändchens.

---

	Pag.
I. Fortsetzung der im vorigen Stücke von Franz Leguat und seinen Gefährten.	1
II. Von der Zauberei und dem Hexenglau- ben einiger, insonderheit nördlicher Völker.	32
III. Denkwürdigkeiten aus dem Leben und Schriften des Hrn. Samuel Ri- chardson, des berühmten Verfas- sers der Pamela, Clarissa und des Sir Earl Grandison.	64
IV. Beobachtungen aus der Menschenkunde.	78
V. Bemerkungen auf einer Reise von Basel nach Berlin.	99
VI. Versuch über die moralischen Wirkungen des Donners auf den Menschen und über einen merkwürdigen Blitzstrahl.	134

VII. Gegenstück zu den im ersten Hefte religiösen Mährchen.	5 164
VIII. Weiberschule. Eine ganz wahre Geschichte.	160
IX. Ueber die Begierde, die Zukunft zu wissen.	179



---

## Vorbericht.

Es hat mir in meinem Leben wohl oft schon etwas unerwartetes Stoff zum Nachdenken über die gegenwärtige und vergangene Zeit dargeboten. Nicht leicht bestreudet mich daher irgend ein Vorfall unter der Sonne, noch weniger reizt mich häufig etwas zur Verwunderung hin! Aber ich wäre in der That nicht aufrichtig, wenn ich leugnete, daß mich das Schicksal des ersten Bändchens dieser Bibliothek auf eine Art frappirte, die mich glauben machte, ich sei auf einmal aus unserm so aufgeklärt verschrienen Jahrzehend in eines der finstersten Jahrhunderte zurückgeworfen worden.

Was ich hier sagen will, las ich in dem XXten Heft des neuen deutschen Zuschauers und in einem Blatte der Salzburger Literaturzeitung von diesem Monat Junius. Sie werden staunen mit mir, meine lieben Leser!

Die Sache verhält sich nämlich so:

Das erste Bändchen dieser Schrift kam, wie selbst das Titelblatt zeigt, in Heidelberg bei Herrn

Wähler heraus. Es zog sogleich die Aufmerksamkeit der Hochpreißl. Kurfürstlichen Regierung von Mannheim auf sich, welche den Berleger durch das Oberamt in Heidelberg über verschiedene diese Schrift betreffende Punkte zu verhören befaß. Er erschien, sollte ad protocollum vernommen werden und seine Ausfagen sodann beschwören. Hierwider protestirte er aus dem Grund, weil er als Universitätsbuchhändler nur unter der Universität stehe; übrigens verlangte er den Kläger zu wissen und begehrte die Mittheilung der Klagschrift, welche er ungesäumt zu beantworten versprach. Dieß half aber nichts. Man drohte ihm mit Zwangsmitteln und er sah sich genöthigt, die vorgelegten Fragen auf der Stelle zu beantworten. Die wichtigsten derselben waren: Wer ist Redakteur besagter Lesbibliothek? Wer sind seine Mitarbeiter? Wer ist der Buchdrucker, der das Werkchen gedruckt hat?

Der Berleger nannte mich hierauf ohne Scheu, wegen der Mitarbeiter entschuldigte er sich mit der Unwissenheit und den Namen des Druckers gab er an. Das Werkchen ist nämlich zu Dürkheim an der Hard gedruckt worden, wo es die Zensur passirte und das Imprimatur unverweigert erhielt.

Nach diesem ward Herr Pfähler noch über die Größe der Auflage des Werckens, über die Zahl der Subskribenten und über die Orte, wohin er Exemplare geschickt habe? befragt. Hierauf wurde ihm angedeutet, daß es Befehl der Kurfürstl. Regierung zu Mannheim sei, seine Handlungsbücher untersuchen zu lassen, ihm die Briefe, die er von dem Redakteur besagter Lesebibliothek empfangen habe, abzunchmen und auf der Stelle alle noch vorrätigen Exemplare dieses Werckens zu konfisciren.

Bergebens bat und protestirte Herr Pfähler, er mußte nachgeben und der Befehl der Regierung ward sogleich vollzogen.

Nach diesem mußte er das Protokoll unterschreiben und dann ward ihm ein Eid vorgelesen, den er schwören und worinn er geloben sollte, von dem ganzen Vorfalle niemand etwas zu sagen! — Aber er schwur ihm nicht. Im Gegentheil, er eilte sogleich zum Rektor Magnificus, als seinem eigentlichen Richter und trug ihm seine Beschwerden vor. Der Rektor verwies ihm seine Nachgiebigkeit u. s. w.

Hierauf ward sogleich der akademische Senat versammelt und selbigen Tag noch gieng das Kon-

Kufum desselben nach Mannheim ab. Was war die Folge? Der Senat untersagte Herrn Pfähler bei fünfzig Rthlr. Strafe die Fortsetzung dieser Lesebibliothek, die er ein schändliches Buch nannte.

Ich habe sie daher einem andern Buchhändler übertragen und überlasse es meinen Lesern, ohne die geringste andere Bemerkung beizufügen, als daß ich sie noch einmal auf die Salzburger Literaturzeitung verweise, die Artikel aufzusuchen, die jenen Schritt der Kurfürstl. Regierung veranlaßt haben können.

Mich, der ich das Glück habe, unter dem Schutz eines heldenkenden Fürsten zu leben, soll nichts abhalten, meinem Publikum angenehm und nützlich zu werden. Die folgenden Hefte dieser Bibliothek sollen es hoffentlich noch mehr beweisen.

Noch einmal: ich enthalte mich aller öffentlichen Anmerkungen über obiges sehr vigoröse Verfahren. Gedanken aber sind tollfrei!

Der Redakteur.

---

## Fortsetzung

der

im vorigen Stücke

von

Franz Reguat und seinen Gefährten

abgedrochene Seefahrgeschichte.

---

Man denke sich unsere Lage bei diesem schrecklichen Zustand. Um unser Leben zu erhalten, strengten wir alle Kräfte an, das Fahrzeug zu wenden, verlohren aber darüber den Wind. Einer versuchte mit seinem Hute, die fast bis oben mit Wasser angefüllte Barque auszuschöpfen, der andere nahm sonst eine unnütze Arbeit vor, die übrigen schrien und beteten, als sollten wir in jedem Augenblick untergehen. Endlich war doch einer mit einem Ruder so glücklich, das Schifchen auf die andere Seite zu wenden und weil der Wind stark blies, so schmiess er es innerhalb 4 Minuten hinter die Felsen zurück von wo es kaum 30 Schritte auf den Grund sank. Wäre uns dieses eine halbe Viertelstunde früher begegnet, so wären wir alle ohne Rettung verlohren gewesen. Da aber das Wasser hier kaum 6 Fuß  
2tes Bändchen.

tief war, die Barque nicht umschlug, so blieben wir alle auf dem Oberloff stehen, doch aber im Wasser bis an den Gürtel. Unser größtes Glück war, daß die Oefnung im Fahrzeug so groß war, daß man das Wasser bald und in grosser Menge hindringen sah, denn hätten wir dieses nicht frühe genug bemerkt, so wären wir weiter gefahren und unfehlbar umgekommen.

Hier standen wir nun in der unangenehmsten Lage im Wasser bis an die Lenden und wußten nicht, was wir thun sollten. Nach einigem Hin- und Hersinnen ward beschlossen, so lange Geduld zu haben, bis das Wasser tief genug gefallen wäre, um an das nicht über eine halbe Meile entfernte Land waten zu können.

Unsere zu gutem Glück aneinander gebundene Koffer schwammen um uns herum, diese schleppten wir hinter uns drein und kamen endlich mit unsäglichlicher Mühe an das Land, denn wir mußten, weil der Grund ungleich war, zuweilen bis an den Hals im Wasser seyn, zuweilen gar schwimmen, da wir uns denn einen Strik um den Leib banden und den daran hangenden Koffer auf diese Art nachzogen. Auch stießen wir uns oft so derb an die spizigen Steine, daß uns die Füße überall bluteten. Zur Vermehrung unsers Kummers verlohren wir viel von unsern Sachen, die uns der Strom mitnahm. Doch retteten wir den nämlichen Tag noch manches und

legten das Schwerste, welches das Wasser nicht wegschwemmen, wir aber nicht fortbringen konnten außerhalb der Barque auf den Sand, um es den folgenden Tag nebst dem Fahrzeug, das wir mit Strikken an einen Felsen banden, abzuholen.

So kamen wir voller Freude und Traurigkeit auf die Insel zurück und zogen aus dieser höchst unglücklichen und doch auch glücklichen Begebenheit die Lehre, daß Gutes und Böses auf dieser Welt gleich den Gliedern einer Kette aneinander gereiht sei.

Mit dem Anbruch des nächsten Tages giengen wir wieder an die See, stopften die Defnung in der Barque, so gut wir konnten, zu und zogen sie, nebst dem, was wir zurückgelassen hatten, da die See ein bißgen hoch war, ans Land. Ein Jeder hatte etwas verlohren und der größte Theil von dem, was wir retteten, war verdorben. Weil wir aber das Wichtigste, unser Leben, wie durch ein Wunder, erhalten sahen, so vergassen wir nicht, dem gnädigen Gott für seinen Beistand in aller Demuth zu danken.

Einer unter uns, dem Anschein nach der stärkste und gesündeste fiel, als er ans Land kam, abgemattet von übergrosser Arbeit halbtod zur Erde nieder auf den brennend heißen Sand. Er glaubte anfänglich, ein wenig Ruhe würde ihm wieder aufhelfen, allein sein ganzes Gesicht wurde mit einemmal

so roth, wie Scharlach und kaum vermochte er mehr, seinen Kopf zu halten, als wir ihn in seine Hütte führten. Doch hielt er sich, seiner starken Natur wegen, noch einige Tage ausser dem Bette auf, bis ihn die überhandnehmende Krankheit endlich doch zwang, liegen zu bleiben. Der Kopf schwoll fürchterlich und wurde mit so vielen Eiterbeulen bedeckt, daß man nicht genug Löcher machen konnte, um die Materie herauszulassen. Ist erst klagten wir, daß uns der schlecht denkende Kapitain weder Salben noch die geringste Medikamenten zurükgelassen hatte. Doch tröstete uns die Ueberzeugung, daß wir sie ohnehin nicht mit Klugheit hätten anzuwenden gewußt, und daß die Arzneimittel überhaupt mehr Schaden als Nutzen in der Welt stiften. Ubrigens warf man die Frage auf, ob man dem Kranken eine Ader öffnen sollte oder nicht? Einige glaubten, der Verlust eines einzigen Tropfen Blutes würde ihm das Leben rauben, andere aber sprachen es ihm durchaus ab, wenn man nicht plötzlich zu diesem Mittel schritte.

Hier hätte uns nun die ganze Welt für die größten Aerzte halten müssen, wenn sie gesehen hätte, mit welchem Feuer jeder für seine Meinung stritt, doch kam es nicht zum Schlagen, wie es wol eher soll der Fall gewesen seyn, denn weil unter sieben Stimmen viere für das Aderlassen wa-

ren, so hatten wir nicht erst nöthig, zu lösen, um die Frage zu entscheiden, welches sonst das einzige Mittel der Söhne Aeskulaps ist, wenn sie nicht einig werden können.

Der Beherzteste unter uns schärfte die Spitze seines Federmessers aufs beste und stach damit an etlichen Orten in den Arm unsers sterbenden Kameraden, allein es wollte kein Blut zum Vorschein kommen. Das Fieber ward immer stärker, so daß er einige Tage lang anhaltend phantasierte, doch aber ein paar Stunden vor seinem Tod wieder zu sich selbst kam, welche Zeit er dazu anwendete, seine Seele in die Hände Gottes zu übergeben, und Abschied von uns zu nehmen. Er starb den 8ten Mai 1693 nach einer dreiwöchentlichen Krankheit in seinem 29ten Jahr.

Wir begruben das unglückliche Opfer unserer Unternehmung neben seine Hütte und weinten manche Thräne auf sein Grab. Ich hielt eine Rede über das Ungewisse in dem Schicksal des Menschen und der daraus fließenden Nothwendigkeit, seine Bestimmung für jene bessere Welt nie aus den Augen zu verlieren, sondern die wenigen Jahre auf dieser Welt damit hinzubringen, daß man sich vorzüglich angelegen seyn lasse, sich zu seiner Existenz jenseit des Grabes vorzubereiten. — Ich hatte die Freude, meine Gefährten gerührt zu sehen und mich

an dem Ende meiner Rede von ihnen umarmt zu fühlen.

Inzwischen konnte weder die Trauer über den Verlust unsers Freundes, noch der unglückliche Ausgang unserer ersten Unternehmung meine Gefährten abschrecken, auf Mittel zu sinnen, von dieser Insel wegzukommen. Die jungen Männer hatten, wie Horaz sagt, eine eiserne Brust, die sie anseuerte, ihr Leben ohne Noth dem elendesten Kahn anzuvertrauen und der Willkühr der Winde preis zu geben. Hartnäckig auf ihrem ersten Vorsatze gaben sie ihren Absichten dadurch Gewicht, daß sie vorgaben, man könne aus dem ersten Unglück klug werden und sich künftig besser vorsehen. Indem man die Barque ausbesserte, würde man sie, wie sie glaubten, dauerhafter machen; man müsse Zeichen in der See machen, um den Weg besser zu treffen und künftig zur Zeit der höchsten Fluth abzufahren, um desto besser über den Klippen hinwegschiffen zu können.

So unangenehm ich es nun auch selbst fand, sein ganzes Leben auf einer so einsamen Insel hinzubringen, so konnt' ich mich doch kaum entschließen, mich einem so armseligen Schifchen, dem alles Nothwendige fehlte, auf einer so weiten Reise anzuvertrauen. Deswegen hatt' ich mich diesem Unternehmen das erstemal so stark widersezt und gab

mir auch jzt alle erfinnliche Mühe, sie zu bewegen, alles wohl zu überdenken, eh' sie sich noch einmal einer solchen Gefahr aussetzen würden. Ich vergaß nicht, zu bemerken, daß dieses Vorhaben schon einem von uns das Leben gekostet habe und daß wir alles auf unserm Gewissen hätten, wann wir, wie es doch die größte Wahrscheinlichkeit wäre, noch einmal unglücklich seyn würden. Auch sucht' ich die Hoffnung wieder rege zu machen, daß unser Seekurs aus Holland gar leicht noch eintreffen könne und daß wir noch zu einem andern Mittel, unsere Noth bekannt zu machen, schreiten könnten, nämlich: grosse Feuer auf etlichen Höhen anzuzünden, Säulen mit brennenden Laternen aufzurichten, um den Vorüberfahrenden ein Zeichen zu geben, uns zu Hilfe zu kommen.

Aber ich hätte noch tausend wichtige Gründe anführen können und doch nichts ausgerichtet. Ich hatte es mit Menschen zu thun, deren Verstand noch nicht reif genug war, um sie zu bestimmen, den Thorheiten der Welt zu entsagen.

Was könnte wohl angenehmer seyn, sagte ich oft, als frei, in der größten Unabhängigkeit auf unserer paradiesischen Insel zu leben, während unzählige, die unter dem Druck eines tyrannischen Joches seufzen und Elend genug zu tragen haben, nur glücklicher scheinen, weil sie in einem kultivirten Lan-

de leben, wo ein feiner Ton, feine Sitten herrschen, wo aber gerade diese feine Sitten den Grund zum Mißvergügen jener Mitmenschen in sich tragen?

Man hörte mir geduldig zu und schon war mir's, als machten meine Einwendungen Eindruck, als einer unter ihnen in folgende Aeußerungen ausbrach:

Sie, mein Herr, der Sie in einem Alter sind, in welchem das Blut kühl und jede Leidenschaft schwächer zu werden anfängt, Sie haben gut reden. Aber sollen und können wir in der Blüte unserer Jahre Ihnen nachempfinden, der Natur Gewalt anthun? Nein, ich kann mich unmöglich so hassen, um mir die größte Glückseligkeit auf dieser Erde, dem Umgange mit dem edelsten Geschöpf, dem Faunzimmer zu entsagen. Oder glauben Sie, unser Paradies habe grössere Reize, als dieß Geschlecht? O da kennen Sie es nicht mehr, oder haben es nie gekannt? Auch ist dieses Paradies, auf dem wir hier leben, gewiß nicht so schön als das, welches Gott für Adam geschaffen hatte und doch hat er die merkwürdigen Worte gesagt: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!

Mein lieber Freund, sel ein Anderer hier ins Wort: Adams Weib hat in jenem Paradiese eine so schöne Arbeit verrichtet, daß uns nichts schlim-

mers begegnen könnte, als eine solche Arbeiterinn bei uns zu haben.

Alles lachte, und das Kapitel vom Frauenzimmer wurde, wie man zu sagen pflegt, das Evangelium des Sonntags. Es wurde mit einem Eifer von diesem Geschlechte gesprochen, der die Wahrheit des alten Sprichworts von neuem bezeugte: wessen das Herz voll ist, des geht der Mund über, und der mich gar bald merken ließ, daß meine Kameras den lieber nach der Venusinsel als auf Rodrigo malla fahrten möchten.

Ich, dessen Blut fünfzig überlebte Winter so ziemlich abgekühlt hatten, war ganz ernsthaft bei der Sache, und fand, da ohnehin der Artikel von den Weibern so viel zweifelhaftes enthält, mehr, als einen, der mit mir überzeugt war, daß eine Verbindung mit Weibern grossen Verdruß mit sich führe. Man erwähnte, es sei nicht möglich, die natürliche Liebe zur Freiheit mit ewiger Sklaverei zu verknüpfen und dieß sei doch der Fall bei allen, die sich an ein Weib fetten. Den Thieren habe die Natur bei allem Trieb zur Fortpflanzung doch keine Fesseln angelegt, mit uns Menschen sei dieß aber ganz anders, da wenigstens zwei Drittheile von denjenigen, die sich mit dem Frauenzimmer, so wie es jzt ist, vereinigen, ihrer Freiheit, einem grossen Theil ihrer Wonne

und allem entsagen müssen, was ihren Tannnen entgegen ist. Der Weiber Schönheit sei eben so vergänglich als wie die der Blumen und wer ein veredeltes Herz, einen durch die eigentliche Erkenntniß ihrer Bestimmung gebildeten Verstand in ihnen suche, der betrüge sich, denn sie wenden ihn nur dazu an, Ränke zu schmieden und ihren Lieblingsneigungen, die von dem Augenblit abhängen und denen der Männer fast immer entgegen sind, zu fröhnen. Auch wurde nicht vergessen, von den Sorgen und dem Kummer zu sprechen, deren der Apostel Paulus erwähnt. Eben so wenig überging man die Aeußerungen des Salomo, desgleichen die in dem schönen Buche: Sirach, wo ausdrücklich steht: alle Bosheit ist geringe gegen der Weiber Bosheit und es ist sicherer bei einem bösen Manne seyn, denn bei einem freundlichen Weibe.

Aller verheuratheten Männer Balspruch sollte seyn: für eine Lust, tausend Unlust, denn gehe man auch noch so vorsichtig zu Werke, so verbände man sich doch oft mit einer Verschwenberischen, oder Untreuen, da denn nagender Kummer, oder die schrecklichste Eifersucht mit ihren unglückseligen Folgen die Frucht der zärtlichsten Liebe wären. Ja man bemerkte, daß, fände sich auch bei irgend einem Paar die so seltene Uibereinstim-

mung ein, nichts so traurige Stunden machen müsse, als der Gedanke, einst von einander getrennt zu werden.

Die jüngsten wußten wieder vieles dagegen einzuwenden und stützten ihre Behauptungen besonders auf den Satz, daß man des Gegenstandes den man liebt niemals überdrüssig werde und das nie für eine Sklaverei ansehen kann, woran man sich mit aller Bönne kettet. Auf dieser Insel hat, sagte einer unter ihnen, unsere bekümmerte Gesellschaft nichts, an dem sie sich halten kann. Wir werden einst alle sterben und dann wird die Insel wieder öde. Dem letzten wird aller Beistand fehlen und nie kann er den Trost haben, daß irgend ein gutes Wesen ihn auf dem Todesbette mit einem Trunk frischen Wassers labe; er wird daher vor Hitze verschmachten und in der Verzweiflung umkommen müssen.

Ich versuchte noch einmal dagegen zu reden, aber man ließ mich nicht mehr zum Worte kommen, sondern beschloß, unser Fahrzeug auszubessern und mit dem nächsten Vollmond einen neuen Versuch zu wagen. Allein wollt ich nicht auf der Insel zurückbleiben, drum entschloß ich mich mit ihnen zu ziehen.

Der festgesetzte Tag kam; ich schrieb vorher noch ein Zettelgen und steckte es gleichfalls in jenes

Gläschen, das wir, wie meine Leser wissen, bei unserer ersten Abreise in einen Baum gesetzt hatten. Der Inhalt dieses zweiten Blättchens war folgender:

Lieber Pilgrim! lies, wenn es dir beliebt, was Franz Leguat auf dieses leichte Papier, das du in diesem zerbrechlichen Gläschen findest, hingeworfen hat.

Ich bin in einer kleinen Provinz von Frankreich, die unsere Vorfahren vor 2000 Jahren das Land der Sebustier nannten, von ehrlichen Eltern geboren und erzogen. Unschuldig und friedlich lebt' ich da der Religion und den Sitten meiner guten Eltern getreu, bis eine Menge wider Unthiere gleich einem reißenden Strome in meine Wohnung stürzte und alles mit einer Grausamkeit zerstörte, die mich zwang, mein geliebtes Vaterland zu verlassen und mit vielen meiner Mitbürger in das Land der Freiheit, nach Holland zu ziehen.

Kaum fieng ich an, in diesen beglückten Gegenden mich von meinem Schmerz zu erholen, als mir eine Stimme aus einem segelfertigen Schiffe entgegen rief: folge mir! Ich gehorchte dem Wink und kam mit meinen Gefährten, dessen Namen dir nicht unbekannt sind, nach einer langen und gefährlichen Schifffahrt, auf dieser Insel an. Hier haben wir zwei volle Jahre, die mir von dem goldenen Jahr-

Hundert einen Begriff machen, durchlebt. Allein meine Gefährten, die die Welt noch nicht kennen, wollen Weiber haben. Weiber, sprechen sie, seien die einzige Freude der Männer, das Meisterstück der Schöpfung und das, worinn alle Glückseligkeit begraben liegt und zu finden sei. — Das unter der Asche glimmende Feuer ihrer Einbildungskraft wächst und droht, in verzehrende Flammen auszubrechen, drum wollen sie Weiber haben. Die Thoren! Sie werden nach Vergnügungen haschen und ihre Ruhe dabei verkehren. — Ein kleines Schifchen haben sie gebaut, um Rosen zu suchen, wo nur Dornen sind. Entweder muß ich nun allein hier bleiben, oder mich aus den Gefilden der Zufriedenheit in den Strom der Gefahren hineinstürzen.

Beklage mein Unglück, geliebter Wanderer; ich will dir dafür danken und wünschen, daß dir sonst nichts Böses widerfahren möge, als, was ich dir zufügen werde.

Lebe wol, lebe glücklicher, als in Zukunft seyn wird

Dein

redlicher Mitbruder  
Franz Leguat.

Geschrieben den 21sten Mai 1693.  
in dem Pallast der s Könige von Rodrigo.

Als ich hiemit fertig war, begab ich mich noch einmal auf einen kleinen Hügel, auf dem ich die Insel übersehen konnte. Unwillkürlich traten mir hier Thränen in die Augen, die ich auf die glückliche, bisher von mir bewohnte Erde, stiefsen sah. Ich weinte sie gerne, denn sie erleichterten mein schweres Herz. Es war mir nicht möglich, mich von der Insel zu trennen, ohne ihr ein Lebewol zu sagen. Ich glaubte, sie personifizirt vor mir stehen zu sehen und redete sie in folgenden Worten an:

Du kleine aber höchst angenehme Insel! wie wollt' ich dich unter allen deinen Schwestern berühmter machen, wäre mein Vermögen so groß, als mein Wille. Inzwischen soll dir mein Mund gestehen, woran mein Herz überstieft und dich versichern, daß mich die Nothwendigkeit, dich zu verlassen, tief in der Seele kränkt. Deine reine, gesunde Luft, deinen vortreflichen Palmwein, deine geschmackvollen Melonen, deine schön gesiederten Vögel, deine immergrünende Hügel, das kristallhelle Wasser deiner Bäche, deinen allbelebenden, fruchtbaren Sonnenschein und alle deine Herrlichkeiten soll ich verlassen.

O du glücklichste unter Ozeans Töchtern! was könnt' ich nicht all für rühmliche Dinge von dir sagen! Möchte doch einst ein klügeres und wür-

digerem Volk, als wir sind, dein fruchtbares Land  
 bebauen und ungestört deine beseligenden Reichthü-  
 mer genießen. Wohl mög es ihm gehen und kein  
 Schatten von Kummer sich ihm zeigen! Nie werfe  
 sich einer auf, der sage: er sei Herr über deine  
 Einwohner und der unter diesem Vorwand ihr Feind  
 und Vertilger wird! Nie möge ein Regent auf die  
 leben, der seiner Unterthanen Tyrann ist, das Blut  
 aus ihrem Körper saugt, und das Fleisch von ih-  
 ren Knochen nagt! Gott bewahre dich vor allen  
 ungerechten Richtern, vor allen, die sich der un-  
 sterblichen Gerechtigkeit rühmen und doch auf dem  
 Stuhl der Zwietracht und des Eigennuzzes sitzen.  
 Immer und ewig bewahr' er dich vor der schänd-  
 lichen Brut der vernunftlosen Thiere, die ohne Ver-  
 stand, Tugend und Ehre bloß auf das Wörtgen  
 von stolz sind und die Verdienste nach Ahnen be-  
 rechnen. Keines Armen Jammertöne müssen an  
 deinen Ufern gehört werden und nie stöhre ein steif-  
 orthodoxer Pfaffe deinen Frieden! Deine heilige Re-  
 ligion richte sich nie nach dem Säbel, oder der  
 Konvenienz; auch mög' es deinen Bewohnern ewig  
 unbekannt bleiben, daß man heilige und profane  
 Dinge kaufen könne und daß es Leute giebt, die  
 damit einen Handel treiben.

Nie gebe man einem hirnlosen Magiarius die  
 Erlaubniß, deine Jugend zu unterrichten, noch ver-

gönne man einem Schwärmer, einem Phantasten, einem abergläubischen Scheinheiligen, daß er das Volk durch die Mißgeburten seiner überspannten Einbildungskraft irre führe. Nie siehe einer auf, der, um sich einen Namen zu machen, dem Trieb seines schlechtesten Herzens folgt und Gegenstände der Religion lächerlich zu machen suche, woran die Zufriedenheit, die Ruhe des gemeinen Mannes klebt! Deine Gesetze mögen so deutlich abgefaßt seyn, daß keine Rechtsverdreher nach ihren boshaften Plänen sie auslegen können, sie mögen auch dahin ziehlen, daß man keine Narren dulde, die den Stein der Weisen suchen, oder gefunden zu haben wähnen, keinen Sterndeuter, Geisterseher und wie die Gaukler alle Namen haben mögen. Niemand stöhre deine Weisen in ihren nützlichen Beschäftigungen und alle Durchlauchtige Titel, Mönche, Maitressen, Gefängnisse, Moden, Haarpuder und Schießpulver müssen aus deiner der Natur getreuen und friedlichen Gesellschaft verbannt seyn! Sei auf ewig befreit von Betrug, Ehr und Geldgeiz, Tyranei und Bosheit! Hingegen müsse Liebe zur Wahrheit, Weißheit, Treue, Unschuld, Gerechtigkeit, Sicherheit, Glück, Friede und Freude sich bemühen, dein irdisches Paradies zu einem Vorbild desjenigen zu machen, in dem die Engel wohnen und in das der barmherzige Gott mich und deine Bewohner einst führen möge!

Den 21ten Mai 1693. traten wir wieder in unser armseliges Schifchen. Wir beobachteten die in das Wasser gemachten Zeichen genau, fanden daher den rechten Weg und kamen mit Hilfe der Ruder, denn es gieng fast gar kein Wind, glücklich über die verborgenen Klippen hinüber. Kurz darauf zerbrach eines von unsern Rudern, als wir uns dessen mit aller Macht bedienen mußten, um einem reißenden Strome zu entgehen, der uns an einen gefährlichen Ort würde getrieben haben. Auch verursachte die Windstille, daß uns das Segel zu nichts nütze war, und so schien uns ein Schiffbruch unvermeidlich zu seyn. Wir erschrakten alle äußerst und gewiß ieder von uns hätte in diesem Augenblick alle schöne Weiber von der Welt für einen kleinen Wind hingegeben.

Inzwischen ließ sich denn doch einer merken und so kamen wir mit Hilfe unsers andern Ruders noch glücklich bei der Klippe vorbei. Zwei Meilen von da war eine andere Klippe, gegen die uns der Strom, der immer noch stärker, als der Wind war, hintrieb. Wir hatten aber unterdessen das zerbrochene Ruder wieder ausgebessert und waren so glücklich, auch dieser Gefahr zu entrihren. Ich schäme mich fast, zu bekennen, daß unsere Waghälse so unvorsichtig gewesen waren, sich nur mit zwei Rudern zu versehen. Sie ver-

2tes Bändchen. B

ließen sich, wie ich schon einmal gesagt habe, auf die Passatwinde und glaubten, sich mit Hilfe des Seegels am besten forthelfen zu können. Zu unserm großen Glücke aber konnten wir das zerbrochene Ruder wieder brauchbar machen, denn der Strom riß uns mit Gewalt fort. Die See sprühte fürchterlich gegen den vor uns liegenden Felsen hin und die Nacht verdoppelte unsern Schrecken und unsere Gefahr. Zur Vermehrung unsers Elendes kam noch der Umstand hinzu, daß die Seckrankheit wegen der großen Bewegung des Schiffes uns so krank machte, daß wir fast keine Kraft behielten. Der, welcher am meisten auf unsere Abreise drang und seine ganze Lunge über seiner Deklamation erschöpfte, lag unten im Schiffe ganz unbeweglich und wünschte so wie jeder von uns, daß es möglich seyn möchte, wieder nach der Insel zurückzukehren, allein dazu war es zu spät.

Wir ruderten übeigens aus allen Kräften bis um zwei Uhr nach Mitternacht, da wir die Klippen hinter uns zu haben glaubten, denn wir hörten das Toben des an die Felsen schlagenden Wassers fast gar nicht mehr, weswegen wir izt nur mit dem Seegel fahren und anfangen auszuruhen.

Den andern Tag hatten wir veränderlichen und die sechs darauf folgende Tage ganz widrigen

Wind, welches, wie wir in der Folge hörten, auf dieser Fahrt etwas seltsames ist. Unsere gekochten Eswaren mußten wir alle ins Wasser werfen, weil sie voller Maden waren. Wir behielten nur wenig eingesalzen Lamentirfleisch und etliche Wassermelonen, daher wir uns auch bald zu dem traurigen Entschluß bequemen mußten, des Tags nur zwei bis drei Unzen für die Person von diesem Vorrath herzugeben, um unser armseliges Leben so lange, als möglich zu fristen, im Fall wir das Unglück haben sollten, die Morizinsel, auf welche unser Augenmerk gerichtet war und die uns zunächst lag, zu verfehlen. Unsere Sorge war auch nur zu wol gegründet und es geschah gleichsam durch ein Wunder, daß wir dieses Eiland fanden.

Den achten Tag folgte ein starker Sturm. Der Morgen war sehr schön, gegen Mittag aber überzog sich der Himmel mit Wolken, aus welchen bald ein so heftiger Regen sich herabgoß, daß die Barque ganz mit Wasser würde angefüllt worden seyn, wären wir nicht ohne Unterlaß bemüht gewesen, es auszuschöpfen. Der Regen dauerte vier Stunden ohne Sturm, gegen die Nacht aber nahm der Wind überhand und eine dichte Finsterniß lagerte sich um uns her.

Wir zogen wegen des immer stärker werdenden Sturms das große Seeegel ein, und da wir

bei unserer Abreise auf keine Laterne dachten, folglich auch unsern kleinen Kompaß nicht zu richten wußten, so hielten wir keinen Strich mehr und waren nur zufrieden, wenn der Wind in das kleine Marsseegel blies. Zuweilen erblickten wir die oberste kleine Flagge und strengten unsere größte Aufmerksamkeit darauf an, den Wellen auszuweichen, damit uns nicht eine von ihnen verschlang. Unsere Barque hatte nur einen kleinen Überloff, welches daher kam, daß wir thöricht genug waren, uns einzubilden, wir müßten immer schönes Wetter haben. Dis machte unsere Sache um so gefährlicher, denn die Nacht war so dide, so fürchterlich, als man sich eine denken kann.

Der Sturm, den wir zwischen dem Vorgebürg der guten Hoffnung und der Insel Mascarenha auszustehen hatten, war fürchterlich, allein unser damaliges Schiff war mit unserm izzigen elenden Kahn nicht zu vergleichen und überdies noch von erfahrenen Seeleuten geführt, daher kann ich unser Elend mit keiner Feder beschreiben. Mitten in der Finsterniß kam zuweilen ein solcher Regenguß, daß wir glaubten, wir sollten wie in einer Sündfluth umkommen. Der Wind, den ein kleiner Regen manchmal stillet, wurde immer noch heftiger darnach und schleuderte uns bald bis in die Wolken, bald in den Abgrund hinunter. Das

Wasser, das zwischen zwei Brettern unten im Schiffsboden sich durchspühlte, machte ein solches Geräusch, daß wir in jedem Augenblick befürchteten, die Barque möchte zerbersten. Die Muthigsten unter uns brachen deswegen wiederholt in ein so klägliches Geschrei aus, als wann die letzte Stunde bereits vorhanden wäre. Wir hielten unsern Tod für unvermeidlich, den Weg für verloren und für eine Unmöglichkeit, die Morizinsel, oder sonst ein Land zu finden. Schon wollten wir allen unsern Bemühungen ein Ende machen und unsere Zuflucht zum Gebet nehmen, als wir doch noch Gegenwart des Geistes genug hatten, einzusehen, daß nur rastloses Arbeiten unsern Untergang aufhalten könnte. Wir machten uns gefaßt, im Fall das Schiffgen umschlagen sollte, zu schwimmen, um wenigstens noch ein paar Minuten uns über dem Wasser zu erhalten und Gott in unserm Gebet um gnädige Aufnahme zu bitten.

War nun unsere Angst und unsere Mattigkeit aus Mangel an Ruhe aufs höchste gestiegen, so war sie bei denen erschrecklich, die eigentlich durch ihre Unbesonnenheit schuld an unserm Unglück waren, denn diese hatten keinen Trost in sich selbst und mußten sich Vorwürfe über ihr tollkühneste Unternehmen machen. Inzwischen ermahnten wir

uns unter einander in lauter Glimpf und brüderlicher Liebe.

Als wir nun auf diese Art zwischen Tod und Leben geschwebt hatten, brach der Tag an und die Sonne stieg aus dem weiten Meer empor. Der Sturm hatte sich gelegt und wir erkannten in der Ferne ein großes Vorgebirge, welches das von der Morizinsel war.

Wer du auch seist, der du dieses liest, glaube nicht, daß irgend etwas in der Welt fähig sei, angenehmere Empfindungen zu erwecken, als dieses rauhe und noch ungewisse Vorbild eines Landes in uns hervorbrachte. Hättest du gesehen, was auf unsern Gesichtern stand, als wir aus unsern Decken herauskrochen, worinn wir den Tod erwartet und gleichsam schon wie in unserer Gruft gelegen hatten, du würdest gesagt haben, wir ständen wie zum ewigen Leben auf. Hoffnung belebte uns auf einmal wieder, Furcht und Entsetzen schwanden, unsere Kräfte kamen wieder und die erloschene Freudigkeit des Gemüthes glühte von neuem auf unsern Wangen.

Nun merkten wir erst, von welchem großem Vortheil dieser Sturm für uns gewesen war, denn hätte er uns nicht von der uns vorgesezten Fahrt abgetrieben, so würden wir nimmermehr an die Insel gelangt seyn, die wir gesucht hatten. Na-

beschreiblich war unser Jubel: gelobet sei Gott, unser Erretter, unser Vater! schreien wir alle in die Lüfte hinaus und Freudenthränen rannen über unsere Wangen herunter. Einmüthig stimmten wir ein te Deum an, und gewiß nie ist ein reinerer Lobgesang in den Himmel gedrungen, als der war, der in diesem Augenblick aus unsern Herzen floss.

Den 29ten Mai, am neunten Tag unserer mühseligen Schifffahrt langten wir bei der Morizinsel an einer kleinen Bucht an. Wir fuhren mit der steigenden Fluth in einen schönen Fluß ein und stiegen an einem reizenden Orte unten an einem mit vielen Bäumen besäeten Hügel ans Land. Ach wie war uns da! Wir verlohren beinahe unsere Sinnen. Gleich trunkenen Menschen taumelten wir umher und konnten uns nicht auf den Füßen erhalten, denn wir waren von unserm wankenden Schiffgen so schwindlich geworden, daß wir weder stehen, noch gehen konnten, sondern auf die Erde uns hinwerfen mußten. Wir küßten sie und waren in diesem Küßten weit glücklicher, als hätten wir den Busen des schönsten Mädgens unter der Sonne berührt. Wir schliefen bald ein, erwachten nach einigen Stunden wieder, assen und süßten uns nach ein paar Tagen, wie neu geborenen. So waren wir denn wieder gerettet und in

diesen ersten Aufwallungen von Freude glücklicher, als alles, was diesen Erdball bewohnt.

Aber ach! unsere neue Insel war kein Aufenthalt der Freude für uns. Aus der Tiefe des Elendes waren wir nur darum gerettet, um in einen andern, weit fürchterlicheren Abgrund hinunter zu sinken.

Als wir uns erhohlt hatten, stiegen wir wieder in unsere Barque und fuhren an der Küste der Insel hin, um einen bewohnten Ort zu suchen. Sechs Nächte noch mußten wir am Ufer zubringen, ehe wir an den schwarzen Fluß gelangten, wo wir drei oder vier Wohnstätten fanden, in welchen sich etliche holländische Familien aufhielten, die uns sehr freundlich empfingen. In ihren Höfen sahen wir viel europäisches Geflügel, welches unsre Freude um ein großes vermehrte, da wir eines solchen Anblickes, der uns an unser Vaterland erinnerte, so lange schon entbehrt hatten.

Ich währte, meine Gefährten würden bei dem Anblick von Franzensimmer vor Freude in die Höhe springen, weil diese allein die Hauptursache unserer Abreise von jener glücklichen Insel waren, allein ich irrte mich, denn sie waren gerade so dadurch bewegt, als wenn sie eine Heerde Kühe gesehen hätten. Hieraus nun kann man abnehmen, wie sehr die Einbildungskraft die Reize eines Dinges zu erhöhen ver-

mag, das man entbehren muß und wie unrecht man daher thut, wenn man ihr bei solchen Gegenständen zu freies Spiel läßt. Hätten wir keine Weiber, so könnten wir unser Geschlecht nicht fortpflanzen; dies ist aber auch alles, denn gewiß der Mann wäre unendlich weiter in der Entwicklung seiner Geisteskräfte gekommen, gäb' es keine so liebenswürdige Creaturen auf der Welt. Möchten auch seine Sitten roher, seine Gebräuche weniger verfeinert seyn, was liegt daran, er hätte unsäglich weniger Bedürfnisse und eine weit grössere Herrschaft über seine Sinne. Doch ich schweige hievon; die Oekonomie der Natur verlangte es so, wir wollen uns also darein finden.

Einen Monath lang blieben wir bei diesen guten Leuten, nach dessen Verlauf fünf der Unsrigen Befehl bekamen, dem Gouverneur unsere Ankunft zu melden. Dieser war 28 Meilen von dem Ort, wo wir waren, entfernt und kam gerade zu der Zeit, da meine Gefährten auf dem Weg zu ihm waren, durch das Dorf der Insel, in welchem wir uns bisher aufgehalten hatten. Als ich dis erfuhr, gieng ich mit dem bei mir gebliebenen Kameraden zu ihm und bat ihn, uns in seinen Schutz zu nehmen, welches er uns mit aller Höflichkeit versprach und uns überhaupt sehr wohl aufnahm. Er versicherte uns dabei, daß wir alle Unterstützung von ihm gewärtig seyn und an nichts Man-

gel leiden sollten, so lange bis ein Schiff, deren in kurzem welche kommen würden, angelangt sie.

Der Gouverneur versprach uns einen Anker, den wir im Nordwesthafen finden würden, worauf wir uns denn nach der Zurückkunft der Abgeordneten sogleich auf den Weg machten, aber an dem angewiesenen Ort weder den versprochenen Anker, noch den nöthigen Unterricht bekommen konnten, wie wir unsern Weg weiter fortzusetzen hatten. Man sagte uns nur, wir müßten uns entschließen, unsere Bagage 8 Meilen von da zu tragen, welches wir denn auch mit unsäglicher Mühe thaten, nachdem wir ohngefähr sieben oder acht mahl hin und hergehen mußten.

Unser Goldschmied, Johann de la Hays hatte viel und sehr schweres Werkzeug bei sich, welches ihm nun sehr große Beschwerlichkeiten verursachte. Er entschloß sich daher, einiges davon zu verkaufen, worunter das bereits erwähnte Stück Ambra war, welches wir zu Rodrige gefunden hatten und das ohngefähr 6 Pfund wiegen mochte. La Hays fragte den, dem ers verkaufte, er war auch ein Goldschmied, was es wäre, erhielt aber zur Antwort: ein gewisses Harz, das man statt Pech brauche und in Menge an den Bäumen finde, woswegen es ohne allen Werth wäre. La Hays glaubte

ihm und gab es freiwillig hin, doch behielt er der Seltenheit wegen einige Stükgen davon.

Den andern Tag erfuhr er den Betrug und verlangte deswegen den Ambra zurück, den ihm jener aber mit der Aeussereung vorenthielt, er habe bereits einige Krüge damit verpicht. La Hays drohte, ihn bei dem Kommandanten zu verklagen. Da nun eine grosse Strafe darauf lag, wenn jemand Ambra, sei es, auf welche Art es wolle, bekomme, ohne es der Kompagnie einzuhändigen, so gieng der Goldschmied sogleich zum Kommandanten, übergab ih ihm und erzählten zugleich, auf welche Art er ihn erhalten habe. La Hays klagte und wurde, ohnerachtet der noch bessern Beweise, die er in der Folge vorbrachte, doch nicht angehört, sondern von dem Kommandanten mit der Erklärung abgewiesen, das Harz sei ganz und gar von keinem Werth.

Der Goldschmied bot ihm übrigens nachher 60 Rthlr. für die behaltenen Stükgen, vermuthlich auf Ordre seines Vorgesetzten, an, der nun selbst eingestand, daß es Ambra war. La Hays aber gab sie nicht her und dis mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß der Kommandant nun ganz das Gegentheil von dem that, was er versprochen hatte.

Das erste Unrecht, das wir erdulden mußten, war, daß er unsere Barque ohne unser Vorwissen uns wegnehmen und verbrennen ließ. Die Seegel, die von schöner flandrischer Leinwand gemacht waren, gab er seinen Jägern, sich darein zu kleiden und hörte nicht auf unser Bitten, sie zurückzugeben. Wir erhielten auch keine andere Lebensmittel, als solche, die die Kompagniedienner nicht wollten. Von unserer Hütte, die armselig genug war, durften wir uns nicht mehr, als tausend Schritte entfernen, zwei von uns nahm er weg, so daß wir nur noch unsere fünfse waren. Diese Art, uns zu behandeln, machte uns großen Kummer, denn wir befürchteten noch schlimmere Folgen und trösteten uns nur noch mit dem Gedanken, daß der uns auch hier befreien und helfen würde, der bisher so wunderbarerweise unser Schutzgeist war.

Leider aber mußte sich auch unter uns die Wahrheit bestätigen, daß nie zwei Gemüther sich gleich sind. Unruhiger, ungeduldiger ist immer eines, als das andere, so waren La Case und Tessard, die den Entschluß faßten, sich dem verdrieslichen Zustande zu entreißen, in dem wir uns befanden. Sie entwarfen einen Plan, der in der That nicht gebilligt werden konnte, denn sie wollten, um sich wegen der geraubten Chaluppe bezahlt zu machen, eine der Kompagnie zuständige Cha-

luppe wegnehmen und sich darauf nach Mascarenha, welche Insel nur 25 Meilen entfernt lag, flüchten. Da sie glaubten, wir übrigen drei würden ihr Vorhaben nicht nur nicht billigen, sondern ihm entgegenarbeiten, so liessen sie uns nie das geringste davon merken, so daß wir auch gar nicht einmal etwas davon muthmaßten. Weil sie aber doch jemand nöthig hatten, um ihr Vorhaben desto besser ausführen zu können, so entdeckten sie sich einem Kompagniesoldaten, welcher sich gestellt hatte, als wär' er mit dem Kommandanten äusserst unzufrieden und redeten ihm zu, sie zu begleiten. Dieser verrieth dem Kommandanten den ganzen Plan mit dem Zusatz, daß die drei übrigen nichts davon wußten und unschuldig wären. Einige Wochen lang ließ dieser nicht das geringste merken, ausser daß er auf unsere Beschäftigungen genauer Acht geben ließ. Da er aber sah, daß sich die von dem Soldaten ihm hinterbrachte Nachricht nicht realisirte und er vermuthlich befürchtete, sie möchten ihren Entschluß geändert haben und ihm also diese gute Gelegenheit rauben, sich an uns zu rächen, so ließ er uns den 15. Januar von einer Anzahl gewaffneter Soldaten bei der Nacht überfallen und vor sich bringen.

Das erste, was er sagte, war, daß er mich und meine Kameraden als unschuldig erkannte, den

andern aber hielt er den entworfenen Plan vor, den sie auch offenherzig und zwar mit dem Zusatz eingestanden, die genommene Barque sei weit mehr werth gewesen, als die Chaluppe, deren sie sich bemätern wollten; demungeachtet aber hätten sie beschloffen gehabt, so viel Geld zurückzulassen, als sie werth sei, welches auch der Soldat nicht werde läugnen können.

Inzwischen wurden wir alle, Schuldige und Unschuldige, in ein finsternes Loch geworfen, in den Stoß gelegt und gezwungen, immer auf dem Rücken zu liegen und zwar mit dem Haupte viel niedriger, als mit den Füßen, welches uns über die maassen empfindlich war. Den Beklagten wurden den andern Morgen noch dreißig Pfund schwere Fesseln angelegt, in welchem Zustand wir zweimal vier und zwanzig Stunden bleiben mußten, worauf ich mit meinen zwei unschuldig befundenen Kameraden wieder losgelassen wurde. Der Kommandant ließ uns aufs neue vor sich kommen, versprach uns die beste Behandlung und ließ uns fühlen, daß er dafür halte, wir seien ihm schon grossen Dank schuldig. Wir konnten nicht begreifen, auf was Art, denn die Ehre, seine Jäger in unserer Leinwand gekleidet zu sehen, wußten wir auf keine Weise zu schätzen und die Wohlthat, die er uns dadurch erwies, daß er uns Knochen zu nagen gab

und eine elende Wohnung uns anwies, war gewiß keines Dankes werth. Auch ließ er uns bald weder Tag und Nacht bewachen, alles, was wir besaßen, Geld, Gewehr, Küchengeräthe, Bettgewand, Tischzeug, mit einem Wort, alles nehmen, ausgenommen unsere Betten und Kleider nebst einigen Büchern. Dem Goldschmied ließ man nicht das mindeste von seinem Werkzeug.

Hierauf wurden wir nebst den Gefangenen in ein Fahrzeug gesetzt, welche im bloßen Hemde, sonst ganz nakend und in Ketten waren. Wir begriffen nicht, was man mit uns vorhatte, aber leider, leider! erfuhren wir es gar bald und hätten tausendmal lieber den Tod, dem unglückseligen Leben vorgezogen, zu dem der unmenschliche Tyrann uns verdamnte. O Gott! wie war uns allen zu Muth, wie rangen wir die Hände und suchten um Barmherzigkeit. Die Ketten unserer bedauernswürdigen Gefährten rasselten bei jeder Bewegung und machten das Elend noch schrecklicher, dem wir entgegen giengen. Verzweiflung hatte sich unsrer bemächtigt, einer kannte den andern nicht mehr, lautes Jammern durchdrang die Lüste, wir rausten uns die Haare aus und baten unter unzähligen heißen Thränen um Vernichtung. Unsonst, wir mußten leben und Höllequal dulden!

Fortsetzung und Schluß im nächsten Heft.



eine übermenschliche Kraft mit im Spiele seyn, und wir sind immer geneigter zu glauben, als zu untersuchen. Ueberdies ist die Natur so reich an Unbegreiflichkeiten, (für Ungeweihte versteht sich) daß es einem unwissenden Volke gar leicht zu verzeihen ist, wenn es jede neue Naturerscheinung für ein Wunder hält; es darf dann nur ein listiger Kopf der Natur eines ihrer Geheimnisse ablernen und es zum Betruge, er sei von welcher Art er wolle, gebrauchen, so haben wir gleich Zauberei und Zauberer.

Wie manche Kraft der Natur ist noch selbst ihrem größten Forscher unbekannt, um wie vielmehr einem untaktivirten Volke? —

Ein Beispiel. Ein holländischer Gouverneur des Vorgebirgs der guten Hofnung unternahm eine Reise in das noch wenig bekannte Innere von Süd-Afrika. Ihm begegneten einige Kaffersche Zauberer. Er besorgte Verdrüßlichkeiten von diesen bei ihrem Volke angesehenen Leuten, und sein Scharfsinn bot ihm sogleich ein Mittel an, sich bei ihnen in Respekt zu setzen.

Er redete die eingebildeten Hexenmeister an:  
 „Ihr seid Zauberer? — Ich bin auch einer, und zwar einer aus Europa, von der ersten Klasse. Wir wollen uns einmal mit einander messen. Könt ihr Wasser anzünden und Feuer trinken?“ —

Die Kaffern schüttelten erstaunt die Köpfe.  
 ztes Bändchen. E

Darauf zog der Holländer eine Flasche Brantwein hervor, goß davon in eine Schale, zündete ihn mit einem brennenden Papiere an, und verschluckte den Feuerfuß zur größten Verwunderung der Kaffern. Sie mußten seine Uebermacht anerkennen, und zogen ruhig ihre Straffe. — —

Nun, so wie dieser holländische Gouverneur die schwarzen Hexenmeister mit einem bei uns allbekannten Kunststückchen in Erstaunen setzen konnte, so vermag es Jeder, der sich einige Kenntnisse der Natur erworben hat, ein unerfahrenes Volk zu täuschen; und das um so leichter, da gewöhnlich Leichtgläubigkeit und Aberglauben die Gesellschafter der Unwissenheit sind.

In den ersten Zeitaltern der Welt, da den Menschen noch die große Lehrerin Erfahrung mangelte, wie sehr muß sie da auch das natürlichste überrascht haben, so wie einem Kinde, selbst einem erwachsenen Neuling Alles wunderbar scheint. Aus dieser Unerfahrenheit, aus dieser Unbekanntschaft mit den Werken und Geheimnissen der Natur, aus diesem Glauben an Wunder entstand Abgötterei und mit ihr sehr frühe schon, Zauberei.

Es giebt Menschen und Völker, die einen unterschiedenen Hang zu allem Abentheurlichen, Schröcklich-Erhabenen und Wunderbaren haben — Der Grund liegt in der Einbildungskraft — nun bedarf

es einer geringen Zusammentreffung der Umstände, so ist der eingewurzelte Hexen- und Wunderglauben da, und man sieht mit offenen Augen das Natürlichste für wunderbar an.

Ein Mann darf sich dann nur Zutrauen erwerben, oder die Meinung von seinen übermenschlichen Kenntnissen erregen, so ist er sugs für einen Zauberer, für einen Hexenmeister erklärt. Ueberdies begünstigen manche Religionen diesen abentheuerlichen Wunderglauben, und . . . wehe den Köpfen des Volkes, wenn seine Priester sich seiner Einbildungskraft bemächtigen! —

Diese hier flüchtig hingeworfene Gedanken werden ganz bestätigt, wenn man die Geschichte und den moralischen Zustand derer Völker überblickt, bei welchen man noch Zauberei und Zauberer findet.

In dem aufgeklärtern Theile Europa's sind Hexen und Hexenmeister längst ausgestorben; nur hier und da giebt es noch dithäutigen Pöbel, der sich die Hexen so wenig als den Teufel und die Hölle rauben lassen will. In diese Klasse setze ich auch die lieben Leutchen, die sich von Kaffee- und Kartenwahrsagerinnen den Kopf voll lügen lassen, oder in der Krists- und Andraasnacht Prophezeihungen erkünsteln wollen.

Wahre Hexen und Zauberer haben wir aber nicht mehr. Unsr Schwarzkünstler ziehen nun als Taschenspieler, Gaukler, Professeurs de Physique

und Wunderdoktoren umher, und begnügen sich, den Beutel der Leichtgläubigen zu beheren.

Ein Chevalier Pinnetti, ein geheimnißvoller Philadelphia, ein betrügerischer Cagliostro, und andre ähnliche Herren haben sich bekannt genug gemacht, um mir hier eine weitere Erwähnung von ihnen zu ersparen. Sie sind geschickte Taschenspieler, Quatler, Marktschreier, und doch hörte man nicht selten feine Leute bei ihren Gaukelspielen vom Uibernatürlichen schreien. Wollten wir dann noch gegen rohere Völker ungerecht seyn, die sich von Zauberern und Priestern bethören lassen?

Genug hiervon! — Im südlichen und mittlern Europa hat die Hexerei beinahe durchgängig Kredit und Zunftrecht verloren; aber in den nördlichsten Gegenden unsers Erdtheils und Asiens thront sie noch.

In Nord-Europa finden wir, soweit die Geschichte hinauf reicht, nichts als Hexerei und Zauberei. Da wimmeln die Geschichtsbücher von Hexenhistorchen und Zaubermährchen; da treffen wir den kindischsten Aberglauben, die gutmüthigste Leichtgläubigkeit an.

Ist dies vielleicht Wirkung des Clima's, das selbst die Körper der Völker am Nordpol zusam-

mendrückte und den Umlauf ihres Bluts verengte? — —

Wir wollen sehen, ob einzelne Beispiele diese Frage bejahen oder verneinen.

Unterdessen erzählt uns eine alte nordische Sage, ein gewisser Odin habe die edle Zauber-  
kunst aus Asien nach Nord-Europa gebracht, wo  
sie auch bald so beliebt ward, daß Könige sich die  
Zeit mit Hexerei vertrieben, und Kunststücken  
machten, die, wenn wir den Mähren glauben  
wollten, dem geübtesten Taschenspieler Ehre bring-  
en würden.

Doch diese alte Geschichtchen dienen uns zu  
nichts; wir wollen Gemälde aus dem neuern Zeit-  
alter sammeln.

### 1. Von der Hexerei der Isländer.

Daß Island schon lange her die Residenz des  
Aberglaubens und der Hexerei war, ist wohl ganz  
natürlich. Ein so sehr von der übrigen Welt ge-  
trenntes Land; ein Land, das zu arm ist, um  
ganz kultivirt zu seyn; ein Land, welches der  
Schauplaz der schrecklichsten, der wunderbarsten  
Natursgenen ist — in einem solchen Lande muß  
der Aberglauben frühe Aufnahme und Nahrung ge-  
funden haben.

So ist die nördliche, die heisse Insel Island, wo siedende Quellen in Eisfeldern kochen, wo die größten Springbrunnen von der Hand der Natur gebaut mit donnerndem Geprassel ihre Wasser Himmelan schleudern, wo ein verborgenes Feuer die Eingeweide der Erde durchrüttelt, und Felsen Seufzer auspreßt, wo Berge brüllen, Gletscher zu rauchen beginnen und allverheerende Flammen ausspeien — und wenn da ein guthmüthiges, leichtglaubiges, unwissendes Völkchen, das die Ursachen dieser Naturerscheinungen nicht zu begreifen vermag, auf tausend abergläubische Grillen geräth, wenn es die Feuersteier mit Foksfüßlern bevölkert, und die Wehen der Erde Zauberern zuschreibt, so ist das alles das Natürlichste von der Welt!

Eben so begreiflich ist dann auch die Entstehung der Zauberer, welche entweder den bösen Geistern, die in den Feuerbergen hausen zur Gesellschaft mit zu Heyen versuchen, oder die schon vorbereitete abergläubische Leichtglaubigkeit des Volks zu Betrügereien mißbrauchen. —

Nun, wir wollen sehen was die isländischen Heyen und Heyenmeister vermögen.

Die Kleine Hexerei, unter welcher ich alle die abergläubischen Mittel verstehe, die man in Krankheiten und andern Zufällen gebraucht, um Unglück abzuwenden, oder Glück herbei zu schaffen;

diese ist, wie mein Gewährsmann \*) sagt, bei den Isländern schon lange im Brauch. Sie wissen mit Segen sprechen, Zauberformeln und dergleichen Dingen recht hübsch umzugehen, und haben in diese Kunststücken eben so viel Zutrauen, als in dem aufgeklärten Europa manche Leute noch igt in heilige Spielwerke setzen.

Die grosse Hexerei oder schwarze Kunst (so sagt mein Autor) ist sowohl vormals in Norwegen, als in neuern Zeiten in Island auf eine zweifache Art getrieben worden, theils durch Runen (alte Charaktere) theils durch Poesie. Gemeiniglich wurden beide Arten vereinigt.

Wiesse sich mit unsrer deutschen Poesie und Poetastergeleier nicht auch hexen? — Man denke an Gellerts Fabel!

Blot heist überhaupt in Norden der heidnische Götzendienst, zu welchem immer auch etwas Hexerei gehörte. Es gab aber verschiedene Arten derselben. Disa Blot, bei welcher man den Disen opferte, das heist, den Göttinnen der Menschenschicksale Alfa Blot, bei welcher es den Holtergeistern galt, die über Land und Flüsse gebieten; mit dieser Hexerei wollte man sich Segen und Gedeihen ins Haus hexen. Die älteste und

\*) Dlassen's und Povelsen's Reise durch Island.

vermeintlich wirksamste Art der isländischen Hexerei führt den Namen *Seidur*, es wurden dabei Lieder über dem Feuer abgesungen, und durch dies Mittel glaubte man, die Leute behexen und toll machen zu können.

Ob dieß unsre deutsche Dichterlinge nicht auch vermögen? —

Eine andre poetische Hexerei, vermittelt welcher man seine Feinde verwünschte und versuchte, wurde *Nid* genannt

Auch bei uns ist diese poetische Hexerei üblich.

Die isländischen Hexenmeister pflegten in den Nächten vor hohen Festen sich zu versammeln, und ihr Wesen im Dunkeln zu treiben. Da wurde Meister Ziegenfuß förmlich zitiert, und mußte den Schwarzkünstlern Rede stehen; auch wurden Gespenster vorgeladen, die um Rath gefragt wurden. — Andre trieben Hexerei mit Steinen.

Allmählig wurde aber diese löbliche Kunst verboten, und ihre Meister für vogelfrei erklärt. Endlich (so sagt mein Autor) verdrängte die religiöse Hexerei der Mönche die profane Schwarzkünsterei der Laien. Doch lebte die Hexerei nach der Reformation in Island wieder auf, und die ehrensame Zunft der Hexen und Hexenmeister trieb ihren tollen Unfug auf's neue. Sie machten ihre Kunststücken mit allerlei unentgifferbaren Charakteren und unverständlichen Beschwörungsformeln.

Bald aber wurde es auch in Island Mode, die Hexen zu braten, und ihrer wurden sechszehne vom Jahre 1660 bis 1690 verbrannt. Mit diesem Jahre schlossen sich die protestantischen Autos da Fe in Island. \*) Aber die Hexerei ist darum dort noch nicht ausgestorben, und der Aberglaube der Isländer ist bis izt nicht ganz vertilgt worden.

## 2. Von den Herenmeistern Der Grönländer.

Die Grönländer — ein liebes, gutes, armes und noch sehr rohes Völkchen — sind in jeder Rücksicht von den Isländern sehr verschieden, da sie auch von einem ganz verschiedenen Stamme sind. Die Grönländer sind unstreitig amerikani-

\*) Welch' einen Vorzug hat hierinne das minder aufgeklärte Island vor unserm lieben Deutschlande, wo nicht nur selbst in kleinen Orten in weit kürzern Zeiträumen viel mehr Hexen gebraten wurden, sondern wo man auch noch in diesem Jahrhunderte diese Grausamkeiten ausübte! — Ja, ich weiß von sicherer Hand, daß noch izt, oder weni stens vor kurzem noch in einer gewissen deutschen Stadt ein feinaltes Weib lebte, das vor etwa 20 Jahren wegen Hexerei zum Scheiterhaufen verdammt war, aber durch die Vermittlung eines vernünftigen Mannes begnadigt wurde, um aber keine Schande davon zu haben, behielt man die vermeinte Hexe im Gefängnisse, wo sie bald nachher den Verstand verlor.

schen Ursprungs, Brüder der Eskimos im nördlichsten Amerika; die Isländer hingegen stammen aus Norwegen ab. Was aber die Leichtgläubigkeit und die Neigung zum Hexen- und Wunderglauben betrifft, da sind diese beide Völker einander sehr ähnlich. Nur macht da die Religion einen Unterschied. Die Isländer sind lange schon Christen; die Grönländer sind noch größtentheils Heiden. Ihre Religion ist ein Gemische des seltsamsten Aberglaubens; doch beten sie keine Götzen an, so wie sie überhaupt kein göttliches Wesen zu verehren scheinen, sondern nur vor bösen Geistern sich fürchten.

Die Grönländer besitzen viel Wiz und natürlichen Verstand, und doch sind sie sehr leichtgläubig, und lassen sich von ihren Zauberern auf die plumpste Art betrügen, zwar sehen viele diese Betrügereien ein, und viele glauben — wie der Fall auch bei uns nicht selten ist — aus lauter Ehrfurcht, dem, der Glauben von ihnen fordert.

Sie besitzen eine lebhafte Einbildungskraft; denn es bildeten sich ihrer mehrere ein, mit ihren Augen gesehen zu haben, wie das Bildniß des Königs von Dänemark, das in der Kammer eines Missionairs hieng, bei einem schröcklichen Sturme geweint habe. \*)

\*) Man sehe Paul Esbed's Nachrichten von Grönland, welche ich hier benutzt habe.

Ohne selbst dumm zu seyn hegen sie eine sehr grosse Meinung von allen denen, welche sie an Einsichten übertreffen. Sie hielten die ersten dänischen Missionare für Zauberer von höherer Macht, als die andern; sie glaubten daher, Paul Egede könne alle Diebstähle entdecken, weil er sich als einen scharfsinnigen Mann gezeigt hatte.

Aus diesem Grunde allein läßt es sich erklären, warum sie so viel albernes Zeug glauben, das ihnen ihre Zauberer vorschwätzen, die gewöhnlich bloß Schlaulöpfe sind.

Doch, von diesem wollen wir nachher sprechen; izt wollen wir für's erste ihre Hexenmeister kennen lernen.

Ein Angekok ist bei den Grönländern zugleich ein Weiser, ein Wahrsager, ein Arzt und ein Priester; sein Ausspruch ist Orakel, sein Rath wird in allen Fällen gesucht und befolgt; zu ihm nehmen sie in jeder Krankheit ihre Zusucht, und alle Mährchen, die er ihnen von Geistern und übernatürlichen Dingen aufheftet, werden ihm auf's Wort geglaubt. Sein Ansehen ist groß, so lange er es zu behaupten weiß. Einem Angekok ist es erlaubt, ungestraft mit dem Weibe eines Andern Ehebruch zu treiben; denn sie glauben, daß aus diesem Beischlase sehr vorzügliche Kinder erzeugt werden müßten, und wenn ein Angekok bei

Nacht sein Zauberspiel treibt, so muß ihm jede Weibsperson, die ihm auffstößt, zu Willen seyn.

Desto trauriger ist das Loos der Illiseetsoß, oder Hexen und Hexenmeister bei den Grönländern. Ein Angekoß, der nicht klug genug ist, sein Ansehen listig zu behaupten, und mit welchem die Grönländer unzufrieden werden, kömmt leicht in Gefahr für einen Illiseetsoß ausgeschrien zu werden, und dann glaubt sich Jeder berechtigt, ihn umzubringen; Denn eine Hexe oder ein Hexenmeister nach dem Begriffe der Grönländer, ist ein schädliches Geschöpf, das vertilgt werden muß. Illiseetsoß nennen sie aber jeden Angekoß oder andern, und jedes alte Weib, von welchem sie glauben, daß er oder sie den Menschen durch geheime Künste Schaden bringe.

Ein Grönländer suchte bei einem Angekoß Hilfe für seine kranke Frau. Dieser konnte aber nicht nur sie nicht heilen, sondern Mann und Kinder wurden auch während der Zeit krank. Der Grönländer erklärte seinen Arzt für einen Illiseetsoß, und fragte den Missionnar, ob er ihn nicht todtschießen dürfe?

Die Angekoßs, welche immer bereit sind, die Schuld ihrer mislungenen Kuren, oder fehlgeschlagenen Wahrsagungen, oder unwirksamen Zaubereien irgend einer Hexe aufzuladen, machen sich

In diesem Falle kein Bedenken daraus, dieses oder jenes ohnehin verdächtiges altes Weib für eine Hexe auszusprechen. Als Kennzeichen einer Hexe geben sie an, daß sie von dem Ellbogen bis zu den Fingern schwarz sei und Hörner habe; doch dies soll nur ein Angekok sehen können.

Ein Grönländer kam auf dem Meere um; sogleich war ein Angekok bei der Hand und erklärte, eine Hexe habe ihn getödtet, indem sie ihm ein Gespenst auf den Hals geschickt habe.

Bezeichnet alsdann der Angekok die vermeinte Uebelthäterinn, so ist es um sie geschehen. Sie wird auf der Stelle ermordet.

Paul Egede giebt uns Beispiele davon. Eine alte Frau suchte Schutz bei ihm, weil ein Angekok sie für eine Illiseetsok ausgeschrieen hatte. — Eine andre wurde auf die Angabe eines Angekoks zu Matlykout oder Jakobshaven umgebracht. Doch hielt man sie nachher für unschuldig, weil sie bei der ersten Wunde schon blutete; denn nach der Grönländer Meinung soll eine wirkliche Hexe kein Blut haben, und ihre Gedärme sollen leer seyn. Darum entloh der Angekok, als einer der Zeugen gegen ihn aufstand, und ihm drohte ein Lied auf ihn zu machen.

Aber nicht nur die Illiseetsok müssen den Angekoks aushelfen, wenn ihre Streiche mis-

lingen, sondern sie haben auch unsichtbare Zauberer und Gespenster bei der Hand, auf welche sie die Schuld schieben. So hatte ein Weib einen Angelok bezahlt, um sie fruchtbar zu machen, und als seine angewandte Mittel nichts halfen, gab er vor, ein unsichtbarer Zauberer, der halb wie ein Hund und halb wie ein Rennthier aussehe, sei Schuld daran.

Die Grönländer fürchten sich überhaupt gar sehr vor Gespenstern und bösen Geistern aller Arten.

Doch wieder auf unsre Angelok's zurück. Sie haben mehrere Grade in ihrem Orden, die nur nach und nach erstiegen werden können, bis der Lehrling ein Angelok vom ersten Range wird. Von der Zeremonie ihrer Aufnahme in die Herenmeisterszunft fabeln sie tolles Zeug. Sie sagen, wenn ein junger Angelok das erste Mal zaubert, so löscht er die Lichter aus; dann kommt ein weiser Bär zu ihm, packt ihn an der Kehle, schleppt ihn fort und wirft ihn ins Meer. Als bald erscheint ein Wallrog und frisst Zauberer und Bären mit einander auf. Aber kurz hernach werden seine Gebeine nach und nach auf den Boden hingeworfen, wo er gezaubert hat, und wenn sie alle da sind, so steigt sein Geist aus der Erde

Herauf, vereinigt sich mit den Knochen, und der Angekok wird wieder lebendig.

Sollte das wohl nicht das Bild irgend einer Art von Umschaffung, von Wiedergeburt seyn? — Oder suchen wir mehr in dieser albernen Mähr, als wirklich darinne steckt? —

Jeder Angekok hat, wie sie vorgeben, seinen eignen Tornak oder dienstbaren Geist. Unter dem Tornak verstehen sie den Obersten der Geister, der also ungefähr so viel ist, als unser Teufel. Sie sagen er sei der Vater der Angekok's und haben sehr verschiedene Begriffe von seiner Figur, denn einige stellen ihn als einen Riesen, andere als einen Zwerg vor.

Die Zaubersprache der Angekok's wird Kirendum genannt, und ist gerade das Gegenpiel der gemeinen Sprache. Was in der letztern Jüngling heißt, das ist in der Zaubersprache ein Mädchen und so umgekehrt. Ferner bedienen sie sich allerlei Arten von Metaphern. Die Erde nennen sie die grosse Finsterniß, die Berge grosse Spizzen, u. s. w.

Paul Egede war in seiner Jugend einst bei der Hexerei eines Angekok's gegenwärtig.

Der Zauberer aß zuerst, dann ließ er sich Hände und Füße mit dem Kopf zwischen den Beinen binden, und eine Trommel mit dem Klöppel

neben sich legen. Die Lampen wurden hierauf alle ausgelöscht, bis auf eine kleine, welche unter eine Bank gestellt und mit einem Felle bedeckt wurde. Sobald es in der Hütte finster war, hatte sich auch der Angekok von seinen Banden losgemacht, und trommelte und sang, und einige Weiber sangen mit. Eine von ihnen trug dem Zauberer mit sanfter, klagender Stimme ihr Anliegen vor, und der Angekok befahl seinem dienstbaren Geiste zu antworten, welches auch mit einer groben, zitternden Stimme geschah. Dies war ein Gehülfe des Angekok's, der sich aussen vor der Hütte verborgen hatte. Dann gieng das Trommeln und Singen bis gegen zwei Uhr Morgens fort, und der Angekok beredete seine Zuhörer, er sei unterdessen im Himmel gewesen.

Solche Mähren hesten diese Betrüger den Grönländern auf. Einer rühmte sich, er sei in das Innerste der Erde gefahren, wo sie glaubten, daß der Aufenthalt der Seligen sei. Ein anderer sagte dem Missionar, der von der Glückseligkeit der Verstorbenen im Freudenhimmel predigte: „Er müsse gestehen, der Missionar habe Recht, es sei sehr schön und herrlich im Himmel, er sei selbst dort gewesen, und habe viele Menschen und Rennthiere daselbst gesehen; aber der Weg dahin  
 sei

ſie ſehr weit, wenn man gerade aufwärts ſteuerte; hingegen wäre er weit kürzer, wenn man über das Meer hin Weſtwärts führe.“ — Die Grönländer glauben nämlich, der Himmel, der ihnen eine Halbkugel zu ſeyn ſcheint, liege rund herum wie ein Deckel auf dem Meere auf.

Im Vorbeigehen will ich hier einiges von den Fabeln erwähnen, welche die Ungekok's den Grönländern für baare Wahrheit verkaufen.

Von dem Urſprung des erſten Menſchen fabeln ſie z. B. er ſie auf der Erde gewachſen; dann habe er dieſe ſeine Mutter geſchwängert, worauf ſie ein Mädchen gebahr, das nachher ſein Weib wurde.

Hier ſcheint die moſaiſche Tradition von der Erſchaffung des Mannes aus Erde, und der Bildung des Weibes aus ſeiner Rippe zum Grunde zu liegen. — Auch ſchreiben die Grönländer den Urſprung des Übels einem Weibe zu, und wiſſen ebenfalls von einer allgemeinen Sündflut.

Von dem Innern der Erde — dem Paradiese der Grönländer — wiſſen die Ungekok's allerlei zu erzählen.

Sie ſagen, zu allerunterſt in der Erde wohne ein groſſes, ſehr böſes Weib, des Tornarſuk's Großmutter, in einem hohen Hauſe. Dieſs Weib gebietet über alle Seethiere, und vor ihrer Thüre  
2tes Bändchen. D

halten Seehunde Wache. Doch ist es den Angekolt's erlaubt, sich ihr zu nähern, aber sie müssen ihren Tornaak (Schutzgeist) bei sich haben. Ein Angekolt, der diese Reise machen will, muß zuerst durch das Land, welches die Seelen der Verstorbenen bewohnen; dann kömmt er zu einem grossen Schlund, über welchen keine andre Brücke, als ein grosses Rad, so glatt wie Eis, führet, das immerfort schnell herumgetrieben wird. Der Tornaak bringt seinen Angekolt auch da hinüber. Hierauf kommen sie zu einem Kessel, in welchem lebendige Seehunde gekocht werden. Endlich gelangen sie zur Residenz der Grossmutter des Teufels, und zur gefährlichen Seehundswache, durch welche der Tornaak seinen Angekolt glücklich durchbringt. Dann gieng ein Weg nicht breiter als eine Schnur und ohne Geländer über einen schröcklichen Abgrund; am Ende desselben sitzt das alte Weib, das die gräßlichsten Gebärden macht, und sich vor Wut über die Ankunft der ungebetenen Gäste, die Haare ausreißt. Sie sucht diese durch den Geruch eines verbrannten Flügels ohnmächtig zu machen; und auf diese Art in ihre Gewalt zu bringen; aber der Angekolt von seinem Schutzgeiste unterrichtet, kriegt die Alte bei den Haaren, und schüttelt sie so lange, bis sie kraftlos liegen bleibt. Als bald fahren die Wallfische und See-

Hunde, die nun von der Zauberei des alten Weibes befreit sind, mit grossem Geräusche ins Wasser hinab, und begeben sich wieder an die Küste von Grönland, von wo die alte Hexe, ihr Name ist Hilbutte, sie weggebannt hatte. Dadaurch hat der Angekok den Zweck seiner Reise erreicht, und kehrt auf eben dem Wege zurück, der nun breit und eben ist.

Also die Hilbutte soll Schuld daran seyn, wenn bisweilen Wallfische und Seehunde in den grönländischen Gewässern mangeln, und die Angekok's machen dem Volke weiß, daß sie durch ihre Reise in die Erde, die Wallfische und Seehunde wieder zurückbrächten!

Im Innern der Erde, so sagen sie, bewohnen die Seelen der Wallfischfänger und aller braunen Grönländer ein paradiesisches Land. Im Himmel aber sei nicht so gut wohnen, denn durch die starke Umwälzung und heftige Bewegung des Himmels könnten die Seelen nicht fett werden, sondern sähen blaß und schwächlich aus.

Da die Grönländer in dem stolzen Wahne stehen, daß alles aus ihrem Lande herkomme, was sie am Himmel und auf Erden sehen, so glauben sie auch, die Sterne seien von ihren Landesleuten, und die welche roth schienen, äßen Leber, die bleichen aber Niere.

Der Mond, sagen die Angetok's, die den Himmel sehr genau zu kennen vorgeben, wohnt in einem kleinen Hause mit einem Fenster, und hat zwei Lampen, die vor seinem Bette brennen; seine Kleider hängen in seinem Fenster neben seinem Schlitten, zu welchem er vier grosse schwarzköpfige Hunde hat. Die Bänke im Hause sind mit Fellen von jungen weissen Bären bedeckt, auf welchen die Seelen der Todten ausruhen, wenn sie gen Himmel fahren. Die Sonne hat an der einen Seite des Hauses eine Kammer für sich allein.

Von dem Donner erzählen sie die tollste Mähre; sie sagen nämlich, er entstehe durch das Knistern eines steifen Seehunds-felles, das zwei Weiber im Himmel, jede an einem Zipfel halte, und um welches sie sich zanken, wodurch das Fell hin und her gerissen wird, kracht, und durch jeden Riß, den es dabei bekömmt, einen Blitz erzeugt.

Die Grönländer glauben, Himmel und Erde ruhen auf Säulen. Als nun ein Missionar einst von dem Untergang der Welt predigte, da sagte ein Angetok, dieß sei wahr, er selbst habe die nördliche Himmelsstütze krachen hören; sie sei abgefaült, und wann dann der Himmel einstürze, würden alle Menschen erschlagen.

Von einer allgemeinen Auferstehung der Todten erzählen sie folgendes:

Wenn alle Menschen einmal gestorben sind, dann wird eine grosse Flut die Erde überschwemmen und sie von dem Blute der Todten reinigen, und wann Berge, Erde und Steine aufgelöst, geschieden und abgewaschen sind; dann wird ein Wind wehen und hierauf Alles eine herrliche Gestalt annehmen. Die höchsten Felsen und Berge werden in ebenes Land verwandelt, und mit Renntieren besetzt werden; die Seehunde leben wieder auf, und der, welcher im Himmel wohnt, wird die Männer einmal und die Weiber zweimal anblasen, und sie werden alle wieder lebendig werden. — —

Die Beschäftigung der *Angelot's* besteht aber nicht allein darin, daß sie solche Mährten erfinden, und Rathschläge ertheilen, sie pfuschen auch in die Arzneikunst. Ihre Kuren sind aber eben so närrisch, als ihre Hexereien. Wenn ein Grönländer krank wird, so sagen sie gewöhnlich, er habe seine Seele verloren, sie müßten ihm eine neue Seele geben. Diese Tollheit schwazzen sie ihnen auch bei jedem andern Anlasse vor.

Einige Beispiele werden hier vermuthlich nicht unwillkommen seyn.

Ein Grönländer hatte die Ruhr. Er rief einen *Angelot* um Hülfe an. Dieser sagte sogleich, er habe seine Seele verloren, und versprach,

ihm eine neue zu schaffen. Der Kranke beschenkte ihn mit einem messingenen Kessel, einem Hemde, einem Einhorn und einem Messer. Für diesen Preis sollte die neue Seele herbeigebracht werden, und um dieß zu bewerkstelligen, begann der Zauberer seinen Hokuspolus. Nämlich er nahm eine Schuhsöle, schüttelte sie dem Kranken über dem Kopfe, strich ihm damit über das Kreuz und blies ihn dreimal an. Aber die neue Seele wollte nicht aus der Schuhsöle heraus, und der Kranke genas nicht.

Ein anderer Angekok beschwazte ein Mädchen, es fehle ihr ein Stück zu ihrer Seele, und ergänzte diesen Defekt (wie er sagte) mit der Seele eines Seevogels. Ein zweiter Zauberer trieb sie aber wieder aus, und gab ihr eine neue Seele.

Kapitain Egede kam dazu, als ein Angekok einen kranken Grönländer besuchte. Der Zauberer blies den Kranken an, und sagte mit veränderter Stimme: „Fahre aus, du kranke Seele, ich will dir eine Bärenseele geben, die gesund und gut ist!“ Hierauf nahm er seine Trommel, spielte und sang, und blies den Kranken bisweilen an. Als er nun die neue Seele vom Himmel holen sollte, fiel er in Verzüftung ohnmächtig neben dem Bette nieder. Der Kapitain goß sogleich einen Eimer voll Wasser über den Gaukler aus. Dieser er-

wachte alsbald, und griff nach seinem Messer, aber der Kapitain schlug ihn vor die Stirne und fragte ihn, ob die Bärenseele in ihn gefahren sei? Als er aber hierauf zu toben begann, peitschte ihn der Kapitain, und die Grönländer dankten ihm für die Züchtigung des unverschämten Gesellen, der sich allen Kranken aufdringen wollte.

Man kann hieraus auf den Karakter der grönländischen Zauberer schliessen. Sie sind gewöhnlich sehr schlau und listig, wissen ihre Orakelsprüche fein zweideutig zu geben, und haben immer Ausflüchte bei der Hand, um ihre mißlungne Streiche zu beschönigen. Sie scheuen sehr die Missionare, und wollen sich nie dazu verstehen, ihr Gaukelspiel vor denselben zu treiben.

Uibrigens vermögen sie noch sehr viel über die dümmere Klasse der Grönländer, die sie oft durch ihre üble Rathschläge verführen. Anfangs wollten sie die Grönländer aufheizen, die Dänen zu ermorden, aber dieser böse Anschlag ward verrathen, und der boshafte Ungekak dafür gezüchtigt. Ein anderer überredete einen Grönländer, dessen Bruder kürzlich gestorben war, ein gewisser habe diesen zu Tode geheht. Dieß bewog den Bruder des Verstorbenen, den vermeinten Mörder umzubringen.

Doch sank der Kredit der *Angekoke* gar sehr, als die dänischen Missionare mehr Aufklärung unter den Grönländern verbreiteten, und ihnen den plumpen Betrug dieser Zauberer aufdeckten. Ein Grönländer, den ein Missionar hierauf aufmerksam zu machen suchte, antwortete ihm: „Wir glauben es auch nicht, wenn wir es recht bedenken, aber wir hören es an, und schämen uns zu sagen, du lügst. Weiber und Kranke, von welchen sie gesucht werden, glauben ihnen und bezahlen sie für bloße Worte, und Anblasen.“

Nicht genug. Es gehen einige gar so weit, diese furchtbaren Hexenmeister zu äffen. Ein *Angeko* herte in einer dunkeln Hütte, beschwor seinen Geist, legte ihm Fragen vor, und antwortete sich selbst mit veränderter Stimme. Einer der Zuhörer merkte sich dieß, legte sich auf die Erde hin, und als der Zauberer wieder eine Frage an seinen *Tornak* that, antwortete jener mit der Stimme des Geistes: „Der *Angeko* lügt unverschämt!“ — Hierauf endigte sich das Schauspiel mit einem allgemeinen Gelächter, und der Zauberer schlich beschämt davon.

Doch, ich habe mich schon zu lange bei diesen grönländischen Pöffen verweilt; es ist Zeit, daß wir auch die Gaukler anderer Völker vor uns vorüberziehen lassen.

### 3. Zauberkünste der Lappen.

Es ist schon lange, daß die Lappen von den Reisebeschreibern als gräßliche Herrenmeister und Teufelsbanner verschrieen sind. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wußte man gräßliche Dinge von ihnen zu erzählen; da mußten sie Windknoten machen und die größten Schiffe auf der See in ihrem Laufe aufhalten können; da dichtete man ihnen Hauskessel an, die sie unter der Gestalt einer schwarzen Katze bei sich hielten; da hieß es, sie könnten ihre Seelen ausschicken in die ganze Welt, um Rapport zu bringen; da sandten sie durchteufelte Mücken und verhexte Kugeln aus, und was des tollen Zugs mehr ist, das man auf Rechnung der Lappen schrieb.

Als man aber die so seltsam geschilderten Lappen näher kennen lernte, da lief das ganze Ding auf einen sehr armseligen Aberglauben hinaus.

Wir wollen die Sache etwas näher untersuchen; sie verdient schon unsre Aufmerksamkeit.

Die Lappen, heißt es, sind allesammt Zauberer; mit ihren Zaubertrommeln hexen sie und bannen Geister.

Dies ist eine Mähre, welche die Lappen selbst nie glaubten. Die Sache ist ganz simpel. Die Lappen sind sehr unwissende, ungebildete und daher auch äußerst abergläubische Menschengeschöpfe.

Sie scheinen tartarischen Ursprungs zu seyn, wenigstens ist es ihre so verrufene Trommel, wie wir in der Folge sehen werden. Diese Trommel, ist ein Stück des schamanischen Gözendienstes, der in Sibirien zu Hause ist; bei den Lappen ist sie aber weiter nichts, als ein Werkzeug abergläubischer Wahrsagerei.

Wir wollen diese Trommeln etwas genauere betrachten. Es sind hölzerne Schachteln, ausgehölte Stücke Holz, hölzerne Schüsseln aus Baumrinde verfertigt, und mit einem Felle nur auf einer Seite überzogen. Ihre äußere und innere Form ist sehr verschieden, und es scheint, die Lappen bringen nach Gutdünken allerlei Veränderungen dabei an. Gewöhnlich sind sie mit mancherlei Klimperwerk, Vogelklauen, Ringen und dergleichen behangen. Auf dem Trommelfell sind allerlei Figuren und Charaktere gemahlt, vorzüglich Sonne, Mond und Sterne. Diese Trommel wird mit zwei Schlegeln von Rennthierhörnern geschlagen. Der Lappe erholet sich in jeder Angelegenheit Rathes bei seiner Zaubertrummel; er legt einen Ring darauf, und fängt an zu trommeln; je nachdem nun der hüpfende Ring eine der gemahlten Figuren berührt, so schließt auch der Lappe auf den glüklichen oder unglüklichen Erfolg seiner Angelegenheit. Ehmals hatte jeder Lappe ohne Ausnahme seine Zauber-

trommel, und dieß war ihm eines der unentbehrlichsten Stücke seines einfachen Hausgeräths. Durch das Christenthum ward aber diese so wie mehrere Arten des Aberglaubens der Lappen allmählig verdrängt.

Und nun, wo ist die verschrieene Hexerei? — Ich sehe hier nichts, als eine abergläubische Wahrsagerei, die sich wohl bei einem so rohen Volke noch leichter entschuldigen läßt, als manche weit albernere Wahrsagungsmethoden aufgeklärterer Völker.

Wenn aber nun Schwärmer oder Betrüger dieß Werkzeug zu Zaubereien mißbrauchten, so ist dieß, wie mich dünkt ganz natürlich, ganz dem Charakter eines abergläubischen Volkes angemessen, das, wie wir schon gesehen haben, gar leicht das Spielwerk eines listigen Betrügers werden kann.

Wir finden aber keine Beweise, daß diese Trommelzauberei, zu etwas anderm, als zu Kuren und zu orakelmäßiger Beantwortung vorgelegter Fragen angewandt worden sei.

Die Betrüger, die sich wirklich für Zauberer ausgaben, waren ehemals schon selten, und scheinen sich jetzt ganz verloren zu haben.

Bei diesen Zauberern finden wir eine auffallende Ähnlichkeit mit den *Angeloks* der Grönländer; sie standen bei den Lappen sehr in Ansehn, wurden als wohlthätige Wesen für Geschenke des

Himmels gehalten, und man nahm seine Zuflucht zu ihnen sowohl in Krankheiten, als um sich guten Fischfang, glückliche Jagd und andre Gegenstände warmer Wünsche zu verschaffen, auch um ihren Rath einzuholen.

Lee m \*) beschreibt uns die Zauberzeremonie eines solchen lappischen Weisen, aber nur vom Hörensagen; denn schon zu seiner Zeit gab es keine Zauberer mehr in Finnmarken, oder dem norwegischen Lappland.

Wenn ein solcher Zauberer wegen eines Kranken um Rath gefragt wurde, so schickte er zu allererst seinen Zaubervogel aus, um ihm die dazu nöthigen Geister herbeizuholen; dieß waren dann seine unsichtbaren Gehülften, die nur ihm zu sehen vergönnt waren; seine sichtbaren waren ein Paar verschleierte Weiber in ihren Festtagskleidern, ein Mann ohne Mütze und Gürtel, und ein unerwachsenes Mädchen. Mit diesem Gefolge begab er sich in die Hütte des Kranken. Wenn nun die Versammlung daselbst zusammenberufen war, so machte sich der Zauberer reisefertig, indem er die Mütze abnahm, den Gürtel und die Schuhriemen löste, das Gesicht mit den Händen bedeckte, allerlei wunderbare Gestikulazionen machte, und endlich rief:

\*) In seinen Nachrichten von den Lappen in Finnmarken.

Haltet das Rennthier zur Reise in Bereitschaft! — Dann nahm er eine Porzion Branntwein zu sich, schlug sich mit einer Art auf die Kniee, schwenkte sich um die beiden Weiber dreimal, und warf sich dann wie todt auf die Erde nieder. Nun war also der Zeitpunkt da, in welchem seine Seele die vorgebliche Reise in die Unterwelt oder auf die heiligen Berge antrat. Während dieser Zeit durfte nichts, auch nicht eine Fliege den Körper des in Verzückung liegenden Zauberers berühren. Die beiden Weiber saßen unterdessen bei ihm, sprachen ganz leise miteinander, und fragten sich, wo ihr Zauberer jetzt wohl seyn möchte? Sie nannten bald diesen, bald jenen heiligen Berg; trafen sie den rechten, so bewegte er einen Fuß oder eine Hand. Sobald dann die Weiber merkten, daß er wieder zu erwachen begann, sangen sie Lieder mit heller Stimme. Endlich kam der Zauberer wieder zu sich, erzählte wo er gewesen war, was er gehört und gesehen habe, und that alsdann den Ausspruch, welcher Gottheit, und wo der Kranke opfern sollte, worauf er dann in einer gewissen Zeit wieder gesund seyn würde, welches, wie natürlich bisweilen zutraf.

Regnard \*) giebt uns ein andres Beispiel von lappischer Hexerei, bei welchem er Augenzeuge war.

Dieser Reisebeschreiber traf einen Lappen an, der sich für einen Zauberer ausgab, und bereit war, ein Probbchen seiner Kunst sehen zu lassen. Er soff zuerst tüchtig Branntwein, dann klopfte er seine Trommel und machte Gebärden dazu, wie ein Besessener. Regnard und seine Gefährten legten ihm einige unbedeutende Fragen vor, die er ganz gut beantwortete; hierauf begehreten sie durch ihn, Nachrichten aus ihrem Vaterlande zu erhalten. Dazu war ein abermaliger Zug aus der Branntweinflasche erforderlich. Nach diesem stieg der Hexenmeister an, die abscheulichsten Grimassen zu reissen; er schlug dazu wie ein Rasender auf seine Trommel, und fiel endlich ganz steif und starr auf die Erde nieder. Eine starke Viertelstunde blieb er so liegen; dann kam er wieder zu sich, und warf seine Augen wild umher. Zu Regnard sprach er, diesmal könne er ihm nicht dienen, weil er einen geringern Geist besitze, als er, (der Fragende) der auch ein stärkerer Zauberer wäre, als er. Regnard lachte, denn hier erfuhr er zum ersten Male, daß er selbst ein Zauberer wäre.

Diese Geschichte ist hinreichend, den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem die albernen Mäh-

\*) In seiner Reise nach Lappland, im 1sten Theil seiner Oeuvres; auch steht sie abgekürzt im 17ten Band der allg. Geschichte der Reisen.

ren von der Hexerei und Wahrsagerkunst der Lappen beurtheilt werden müssen.

Der Branntwein ist der Zaubergeist der Lappen, und ich denke, daß ihre Neigung zu demselben stark genug ist, um Herrenmeister aus ihnen zu machen. Die Wirkungen der Branntweindünste bedürfen keiner Erklärung, so wenig als die ganze lappische Zauberkunst, die in einer so einfältigen Betrügerei besteht.

Alles übrige, was von der Hexerei der Lappen gefabelt wird, läßt sich aus ihrem tausendfältigen Aberglauben ohne Mühe herausfinden. Sie glauben so gut, als unsre Bauern, Hexen und Berhexungen, und schreiben manche einfache Naturwirkung einer übermenschlichen Kraft zu, die ein minder Unwissender sich leicht zu enträthseln vermag. So ist es mit der Fabel von den Zaubersiegen und Hexenkugeln, welche die Zauberer der Lappen ausschicken sollen, um Menschen und Vieh zu schaden. An Willen mag es manchem Boshaften nicht fehlen, und auch nicht an Eithlanheit, sich die Kraft dazu zu zueignen, um Andre zu schrecken.

Ubrigens weiß man heut zu Tage nicht mehr viel von Zauberkünsten in Lappland, und die Ueberreste davon, die der Forscher hier und da noch vorfindet, danken ihre Erhaltung der grossen Nei-

gung zum Aberglauben, welche den Lappen, so wie allen unwissenden und insonderheit furchtsamen Völkern eigen ist.

E.

## Denkwürdigkeiten

aus dem Leben und den Schriften des Herrn Samuel Richardson, des berühmten Verfassers der Pamela, Clarissa u. des Sir Carl Grandison.

Aus dem Englischen.

Richardson, den man mit Recht den Meister des menschlichen Herzens, den Schakespeare des Romans nennt, stammte aus einer angesehenen Familie aus der Grafschaft Surry. Seine Großeltern von mütterlicher Seite starben an der grossen Pest in London im Jahre 1665 in einer halben Stunde nacheinander: Sein Vater, Samuel Richardson war Anfangs ein Kabinetmacher \*, trieb aber nachher einen ansehnlichen Handel mit Mahagoniholz in Aldergate s. floret. Er hatte

\*) Man hieß die Kabinetmacher damals Schreiner. In dem Biographicaldictionary wird Richardson's Vater irrigerweise für einen Pächter ausgegeben.

hatte ein Genie, das über seinen Beruf erhaben war, und war besonders ein vortreflicher Architekt. Siedurch kam er mit Personen vom ersten Range in einen vertrauten Umgang, unter welchen der unglückliche Herzog von Monmouthi und der berühmte Anthony Ashley Cooper der erste Graf von Salisbury genannt zu werden verdienen. Die genaue Bekanntschaft mit diesen thätigen Häuptern der Landespartei verwickelte ihn in solche Unannehmlichkeiten, daß er, obgleich sein Charakter ganz friedliebend und unanstößig war, genöthiget wurde sein Geschäft in London aufzugeben, und nach Derbyschire zu ziehen, wo sein Sohn, welcher der Gegenstand dieser Denkwürdigkeiten ist, im Jahr 1689 geboren wurde.

Es ist etwas sonderbar, daß man von der Stadt, in welcher ein so berühmter Schriftsteller geboren wurde, keine Nachricht bekommen kann. Denn dieß war ein Umstand, auf welchen Richardson, aus Gründen, die man jetzt nicht mehr entdecken kann, niemals gebracht werden konnte. Sein Vater, der seinen ältesten Sohn für die Kirche bestimmte, brachte ihn inzwischen in eine Privatgrammerschooll in eben dieser Graffschaft. Man weiß allgemein, daß Richardson in dieser Schule in den gelehrten Sprachen keine grosse Fortschritte machte. Doch wenn er und Doctor Young beisammen waren, hörte man sie oft den Horaz und  
2tes Bändchen. E

andere Classiker in ihren vertrauten Gesprächen anführen. Es vereinigten sich inzwischen mehrere Umstände, welche seiner ersten Bestimmung eine andere Wendung gaben, und es ist gewiß, daß er nie in eine ansehnlichere Schule geschickt wurde. Allein der Ruhm, den er sich in der Folge erwarb, litt dabei nichts; da sein Geist, gleich Shakespears durch die Natur und Beobachtung weit mehr bereichert worden war, als es durch das bloße Studium der Alten hätte geschehen können.

Es ist angenehm bei Personen, welche zuletzt so sehr hervortragen und berühmt werden, die ersten Spuren des Genies zu bemerken, so unbedeutend sie auch seyn mögen. Als ihn Dr. Young, mit dem er in einer langen und vertrauten Bekanntschaft lebte, einst fragte, was ihn doch zum Schriftsteller gemacht habe, so erzählte er ihm die Veranlassung hiezu folgendermassen: "Als ich ungefehr zwölf Jahre alt war, macht' ich einen kurzen Entwurf von dem Charakter eines gewissen Frauenzimmers im Kirchsprengel, das in dem Rufe einer grossen Heuchlerin stand, das ich aber für eine grosse Heuchlerin hielt. Dieser Charakter war, wie es schien, so treffend gezeichnet, daß, da er unter einigen gewählten Freunden circulirte, ein jeder im Stande war, die Züge zu erkennen, und das Gemälde seinem wahren Urbilde zuzueignen, obgleich kein Name darunter stand."

Dieser kleine Erfolg meines ersten Versuches reizte mich zu verschiedenenmalen meine Feder mit solchen Tändeleien zu beschäftigen, bis ich zuletzt, wiewohl viele Jahre hernach, mich hinsetzte und im Ernst zu schreiben anfing, und dabei solche Gegenstände aufsuchte, welche den stärksten Eindruck auf meine Phantasie machten.„

Während der junge Richardson seine jugendliche Studien fortsetzte, machte er sich bei seinen Mitschülern dadurch beliebt, daß er ihnen Geschichten erzählte, die er entweder gelesen, oder selbst zu ihrer Belustigung erfunden hatte. Die letztern gefielen ihnen immer am besten. Sein bescheidenes Betragen brachte ihn in einem Alter von fünfzehn Jahren in die Gesellschaft verschiedener Frauenzimmer in der Nachbarschaft, denen er vorzulesen pflegte, während sie mit der Nadel arbeiteten, und da er sich durch seine Verschwiegenheit auszeichnete; so machten sie ihn zu ihrem Vertrauten und Secretär in ihren Liebeshändeln, wobei er sich mit einer solchen Verschwiegenheit betrug, daß keine dieser Schönen, die sich seiner Dienste bedienten, jemals erfuhr, daß sich ihm auch eine andre anvertraut hatte.

Da die erste Absicht, die sein Vater mit ihm hatte, wie schon gesagt worden ist, ihn der Kirche zu widmen, durch unvermeidliche Verrin-

gerungen seines Vermögens zernichtet wurde, so bestimmte er ihn zuletzt zu einem Handwerke, ließ ihm aber freie Wahl. Er ergriff daher den Beruf eines Buchdruckers, aus keinem andern Beweggrunde, als weil er glaubte, bessere Gelegenheit zu finden, seine Begierde zum Lesen zu befriedigen.

Richardson wurde den ersten Julius 1706 dem Herrn John Wilde, in Stationer's Hall, in die Lehre gegeben. Sein Meister war ungewöhnlich pünktlich und streng und schalt ihn für jeden Augenblick, den er nicht zu seinem Vortheil verwendete, so daß unser junger Typograph grosse Schwierigkeiten fand, seinen Geist durch Lektüre zu bilden und sein Talent zum Briefschreiben zu cultiviren. Während seiner Lehrzeit unterhielt er jedoch einen Briefwechsel mit einem Manne von Vermögen, der es auf sich genommen hatte, vieles für ihn zu thun, der aber starb, eh' er ihm Beweise von der Aufrichtigkeit seiner Freundschaft geben konnte. Diesem Briefwechsel, der besonders auf Seiten jenes Mannes in Erzählungen von den Vorfällen seiner Reisen im Ausland bestund, verdankte Richardson vielleicht in seinen nachmaligen Werken manche Beschreibung auswärtiger Vorfälle und Scenen. Um diesen Briefwechsel regelmäßig fortzuführen, und auch in anderer Rücksicht für die Bildung seines Geistes zu sorgen, war er ge-

nöthigt, sich an den Stunden der Ruhe und der Erholung Abbruch zu thun, während seine Mitgesellen entweder im Bette waren, oder ausser dem Hause ihrem Vergnügen nachgiengen. Ubrigens war er so gewissenhaft, daß er, um seinen Meister in keinen Schaden zu bringen, sich eigene Kerzen kaufte.

Am Ende seiner Lehrzeit wurde Richardson Aufseher und Corrector in einer Buchdruckerei. In dieser Stelle blieb er fünf bis sechs Jahre. Am dreizehnten Junius 1715 nahm er das Meisterecht, und fieng sein Geschäft in Fleetstreet an. Als es ausgedehnter wurde, verlegte er es nach Salisbury-court. Es ist merkwürdig, daß zwei so tugendhafte Schriftsteller, als Dr. Young und Richardson, schon in ihren frühern Jahren gewesen sind, mit dem witzigen, aber ausschweifenden Herzog von Wharton in Verbindung kamen. Dieses Beispiel beweist, daß solche Bekanntschaften gute Sitten nicht immer verderben; Inzwischen ist dieß Beispiel zu ungewöhnlich, als daß man eine genaue Bekanntschaft mit lasterhaften und zügellosen Leuten empfehlen könnte.

Richardson war zweimal verheurathet. Seine erste Gattin war Martha, die Schwester des Allington Wilde, Esq, eines Buchdruckers in Aldersgates-street. Diese Frau, die 1731 starb, gebar ihm fünf Söhne und eine Tochter, die alle jung starben. Seine zweite Gattin, die er 1734

heurathete, und die ihn viele Jahre überlebte, war Elisabeth, die Schwester des James Leats, eines Buchhändlers in Bath. Er bekam von ihr einen Sohn und fünf Töchter. Der Sohn starb jung, vier seiner Töchter aber überlebten ihn.

Richardson hatte ein Landgut anfangs zu North End bei Hammersmith, und nachher zu Parsan's Green. Er hielt sich gewöhnlich vom Samstag bis Montag daselbst auf, und öfters auch zu andern Zeiten, wo es ihm niemals an Besuchen von seinen Freunden beiderlei Geschlechts fehlte.

Durch seine schriftstellerische Arbeiten wurden seine schon von Natur so schwache, oder wie es Pope ausdrückt, über und über zitternde Nerven, so sehr geschwächt, daß er viele Jahre vor seinem Tode eine zitternde Hand, und häufige Anfälle vom Schwindel bekam, so daß er oft umgefallen wäre, wenn er sich nicht auf seinen Stuhl unter seinem Kleide gestützt hätte. Er bekam solche Nervenzustände, daß er nicht fähig war, ein kleines Glas Wein ohne Beistand bis zum Munde aufzuheben. Diese Krankheit endigte sich zuletzt mit einem Schlagflusse, welcher der Welt diesen lebenswürdigen Mann, den man mit Recht ein Originalgenie nennt, den vierten Julius 1761 in einem Alter von 72 Jahren entriß. Er wurde nach sei-

ner eigenen Verordnung bei seiner ersten Gattin in dem mittlern Gang nahe bei der Kanzel in die Sankt Bride's Kirche begraben.

Die drei Werke, welche Richardson unsterblich machen, stellten eine neue Form dar, nemlich eine Folge von vertrauten Briefen, als ob sie in dem Augenblick geschrieben worden wären, da das Herz von Furcht und Hoffnung herum getrieben wurde. — Er schrieb die zwei ersten Theile der Pamela, welche der Zeitfolge nach sein erstes Werk ist, in drei Monaten, und gab sie im Jahr 1740 heraus. Die Absicht des wohlthätigen Verfassers ist, die Schönheit und Macht der Tugend in einer unschuldigen und unverfeinerten Seele zu zeigen, und die Belohnung, welche die schützende Vorsehung, selbst in diesem Leben, der Herzensgüte verleiht. Ein junges Mädchen, von niederer Herkunft, das ihren ehrlichen Eltern die harten Versuchungen erzählt, die sie von einem Herrn ausstehen mußte, der ihr Beschützer, und nicht der Angreifer ihrer Ehre hätte seyn sollen, stellt den Charakter eines zügellosen Mannes in seinem wahren verächtlichen Lichte dar. Dieser Büßling wird jedoch zuletzt durch die guten Grundsätze, die ihm eine vortrefliche Mutter in seinen frühen Jahren eingestößt hatte, durch seine Leidenschaft für ein tugendhaftes junges Mädchen, durch ihr lie-

benswürdiges Beispiel und ihre unüberwindliche Geduld, als sie seine Gattin wurde, ganz gefesselt. Dieser Roman ist auf eine wirkliche Geschichte gegründet, die Richardson von einem Herrn von seiner Bekanntschaft mitgetheilt wurde. Der Herr der Pamela war der Vater des jezigen Grafen von Gainsborough. Er belohnte die unbefiegbare Tugend der Elisabeth Chapman, die eine Tochter seines Försters war, indem er sie in den Stand einer Gräfin erhob. Eine Erhebung, welche sie durch ihre Vollkommenheiten nicht weniger, als durch ihre Tugend zierte. Sie gebar dem Lord zwölf Kinder. Aus dem vortreflichen Charakter des Lords in Cassin's Percege of England kann man sehen, welche Gewalt sie sich über ihn erwarb.

Dieses berühmte Werk führte unsern Richardson zuerst in die gelehrte Welt ein. Es wurde allgemein gelesen und bewundert, und sogleich ins Französische und Deutsche übersetzt. Die glückliche Aufnahme dieses Werkes munterte den Verfasser auf, den ersten Theilen noch zween andere beizufügen, in welchen die Heldin des Romans in den verschiedenen Szenen der grossen Welt dargestellt wird. Diese zween Theile fanden keine so günstige Aufnahme, ob man gleich dafür hielt, daß sie der Verfasser noch höher schätzte. Es ist in der That sehr zu beklagen, daß die neue Ausgabe, in

welcher vieles verändert, und dem Ganzen eine neue Gestalt gegeben wurde, nie ans Licht getreten ist.

Die zween ersten Theile der Clarissa erschienen im Jahr 1748, und wurden von dem berühmten Abbe Prevot, wiewohl sehr verändert, ins Französische übersezt. Die Hauptabsicht dieses Werkes ist, die Unbesonnenen und Unbedachtsamen des einen Geschlechts vor den niedrigen Künsten und Entwürfen des andern zu warnen, die Eltern auf die unrechtmäßige Ausübung ihrer Gewalt über ihre Kinder in dem wichtigen Punkt der Verheurathung aufmerksam zu machen, die Kinder gegen die gefährliche und zu allgemein angenommene Meinung zu warnen; daß ein gebesserter Büßling der beste Ehemann werde; und vor allem die erhabenste Lehren, nicht nur der Sittenlehre, sondern auch des Christenthums dadurch zu entwickeln, indem ihre Anwendung in dem Betragen edler Charaktere dargestellt wird, während die unedeln, welche diesen Lehren Trotz bieten, ihre verdiente und nothwendige Strafe finden.

Clarissa, die nun acht Theile ausmacht, fand eine so günstige Aufnahme, daß in wenigen Jahren mehrere Auflagen verlaufft wurden. Sie vermehrte den Ruf des Verfassers ansehnlich. Viele Personen, sowohl adeliche, als Gelehrte bewarben

sch nun um seine Bekanntschaft. Dieß veranlaßte zugleich einen wissenschaftlichen Briefwechsel, den er mehrere Jahre hindurch mit Damen von feinem Geschmak und Talenten unterhielt, deren Briefe über mannichfaltige Gegenstände, wenn sie der Welt mitgetheilt werden sollten, ihren Verfasserinnen Ehre machen würden.

Im Jahr 1753 gab Richardson sein letztes und mühsamstes Werk heraus: die Geschichte des Sir Karl Grandison, in sieben Bänden. Er unternahm dieses Werk auf die Bitte mehrerer seiner schönen Correspondentinnen, und besonders der Gemalin des Sir Roger Bradshaw, von Lancashire, für deren Verstand und Talente er die größte Achtung hatte, und die er gewöhnlich die Tochter seiner Seele nannte. Auch diese Geschichte übersetzte der Abbe Prevot ins Französische. — Richardson stellt in dem Charakter des Sir Karl Grandison einen Mann dar, der durch eine Reihe mannichfaltiger Szenen, in welchen er auf die Probe gesetzt wird, immer gleich gut handelt, weil er alle seine Handlungen nach einem einzigen festen Grundsatz einrichtet. Er ist ein Mann voll Religion und Tugend, voll Lebhaftigkeit und Geist, ausgebildet und einnehmend, glücklich in sich selbst, und ein Segen für Andre. — Während der Ausarbeitung dieses letzten Werkes waren die Kräfte

des Verfassers öfters so sehr erschöpft, daß er außer Stand gesetzt wurde fortzuarbeiten.

Richardson's Plan war groß. Seine Seele war edel und sein Herz vortreflich. Er entwarf einen Plan, der die ganze menschliche Natur umfaßte. Sein Ziel war, dem Menschengeschlecht wohl zu thun. Seine Weltkenntniß lehrte ihn, daß der Mensch die Glückseligkeit in eben dem Maße erreichen kann, als er die Tugend in Ausübung bringt. Sein Verstand zeigte ihm, daß kein praktisches System der Sittenlehre vorhanden wäre; eben dieser Verstand zeigte ihm, daß eine Masse von Moralität nur dann mit Nachdruck auf die Seele der Jugend wirken könne, wann sie in Handlungen verwebt würde. Die Erfahrung lehrte ihn, daß Predigten und moralische Versuche keine Wirkung hervorbringen. Ihre Manier war für junge Leute zu trocken und uninteressant, und Gründe, die an den Verstand der Jugend gerichtet sind, der gewöhnlich schwach ist, verfehlten, wie er wohl einsah, ihre Wirkung. Er sah noch weiter, daß Beispiele der wichtige Gegenstand seien, wodurch junge Leute gebildet werden, und daß der Mensch eben so gut Leidenschaften und Einbildungskraft, als Verstand habe.

Dies waren seine Hauptgrundsätze und aus diesen Grundsätzen räsönnirte er so: der Mensch ist

von Natur gut, denn man findet selten junge Leute mit bösen Herzen. Ein junger Mensch, der in die Welt kommt, wünscht vollkommen zu werden. Doch wie soll er sich bilden? Die Welt ist eine böse Schule, und Vorschriften, die in moralischen Schriften hin und wieder zerstreuet sind, bringen wenig Frucht. Ein Muster könnte ihn bilden. Doch wo soll man es finden? Es giebt keines. Ich will ihm dann eines schaffen. Ich will ihm ein Muster der Vollkommenheit hinstellen. Je mehr er es nachahmen wird, desto vollkommener wird er werden. Je vollkommener er wird, um so glücklicher wird er auch seyn.

So wie er über Männer räsonnirte, so räsonnirte er auch über Weiber. Sein Ziel war nichts geringeres als Glückseligkeit unter der Geschlechtsfolge zu verbreiten, die er vor sich aufkeimen sahe, und unter jede künftige, die ihr nachfolgen würde. Und hätte er auch die Kräfte nicht gehabt, dieses Ziel zu erreichen, so war doch sein Wunsch so groß, so edel, so voll der erhabensten Wohlthätigkeit, daß er schon allein dadurch auf die Unsterblichkeit, — fast möcht' ich sagen auf eine Canonisation hätte Anspruch machen können.

Aber so ist die Verkehrtheit und Schwachheit der Menschen, daß das, was Richardson's größtes Verdienst ausmacht, gerade als ein Hauptfehler in

Dem Gange seiner Ideen angesehen wird. Man wirft ihm vor, solch ein weibliches Geschöpf, wie Clarissa, und so einen Mann, wie Sir Karl Grandison, hab' es nie gegeben, mithin habe der Verfasser handgreifliche Hirngespinnste geschaffen, und daher seien seine Geschöpfe unnütze und könnten keine Wirkung thun. Wie wenig stimmen doch die Urtheile der Menschen überein! Jahrhunderte wetteiferten mit Jahrhunderten, Länder mit Ländern, das Werk und den Meister der mediceischen Venus zu sen. Doch muß man zugeben, daß dieses Werk viel weiter von der Natur entfernt ist, als Richardson's Clarissa. Niemals kann ein Weib der Schönheit dieser Statue gleich kommen. Hat dieß aber das Verdienst ihres Meisters verringert? Wurde nicht die Kühnheit seiner Idee von jeher bewundert, und wird sie nicht noch stündlich mit Recht bewundert, ob sie gleich ganz unfruchtbar für das Wohl der Menschheit ist?

Ganz anders ist es mit Clarissa. Jedes Weib, das sie anschaut, wird dabei gewinnen. Wenn auch diese zwei Wesen der Einbildungskraft im Ganzen nie vorhanden waren; so war doch die Meisterkraft dieser beiden Künstler so groß, daß kein Theil der Zusammensetzung der Statue, kein Zug in dem Charakter und dem Betragen der Heldin ist, von dem man sagen könne, daß er

nur im mindesten von der genauen Linie der Natur und Wahrheit abweiche.

Richardson hat nichts mehr gethan, als der Mediceischen Venus Leben eingehaucht: Der Griechische Bildhauer schuf aus der größten Vollkommenheit eines jeden Geschöpfes, einen Körper von Marmor; der englische Schriftsteller schuf gleichfalls aus der größten Vollkommenheit eines jeden Geschöpfes, einen Lebensodem, eine Seele, einen Geist für diesen Körper. Kann irgend ein Mann behaupten mit sich selbst einig zu seyn, der die eine bewundert, und die andre verdammt? Wir wollen annehmen beide seien Werke der Griechen, und so wag' ich es zu sagen, daß dieß die Sprache der Welt seyn würde: „Als der Bildhauer jene Gestalt schuf, übertraf er die Menschen, aber als jener ein solches Genie und eine solche Seele schuf, war er ein Nebenbuhler der Götter!“

Joseph \*\*\*

---

## Beobachtungen aus der Menschenkunde.

---

Fortsetzung.

**E**in Schwäger mißfällt aus zweierlei Ursachen. Entweder ist er ein dummdreister Mensch, da er dann

die Gesellschaft durch sein Gewäsche und seine Unverschämtheit ärgert und verdrüsslich macht, oder er ist ein Mann von Geist und Kenntnissen, da er denn von einer andern Seite mißfällt. Die Zuhörer merken seine Eigenliebe, welche macht, daß er sich gerne selbst reden hört, und fühlen dabei ihre eigene beleidiget, weil er sie hindert, auch ihren Witz und ihre Einsichten zu zeigen. Wer nicht um sich zu belehren oder aus Neugierde einem Andern zuhört, wird sehr bald ermüdet, weil alsdann die Thätigkeit seiner Seele gehemmt wird, um so mehr, wenn der Andre von gemeinen oder dem Zuhörer unverständlichen Dingen spricht.

Ein Menschenfeind verdient in den meisten Fällen mehr Schonung, als man ihm gewöhnlich widerfahren läßt. Man findet, daß die Menschenfeinde sehr oft viel Verstand, ein gutes Herz und ein lebhaftes feines Gefühl haben, und daß der Grund ihres Menschenhasses weit eher unser Mitleiden, als unsre Verachtung erregen sollte. Wenn ein Mann eine Person, an der er mit ganzer Seele hängt, für deren Wohl er alles zu thun bereit ist, mit festen Banden an sein Herz geschlossen hat, an ihren schönen Eigenschaften sich innig freuet und durch ihre Freundschaft oder Liebe die

frohesten Stunden in seinen fernem Tagen zu genießen host, wenn er plötzlich sieht, wie sehr ihn seine Treuherzigkeit getäuscht hat, und er zuletzt einen Undankbaren, einen Schurken, einen Beräth'er in ihr findet; wie leicht mag er dann seinen Haß auf das ganze Menschengeschlecht ausdehnen, und allen Menschen jede Bosheit zutrauen, nachdem ihn eine auserwählte Person so bitter irre geführt hat. — Ein anderer, mit dem feinsten, lebhaftesten Gefühl für alles Gute und Schöne, findet überall nur Mängel und Fehler. Er wird darüber verdrüsslich und ganz verstimmt, und zieht sich von dem Umgange mit Menschen zurück, worinn er nur unangenehme Empfindungen findet. — Ein Dritter war immer in solchen Umständen, daß er sich bei seiner Erziehung, seiner Selbstbildung und seinen Verhältnissen zum bürgerlichen Leben nicht viele Menschenkenntniß erwerben konnte. Nun tritt er in die Welt. Seine Treuherzigkeit wird auf allen Seiten mißbraucht. Er stoßt mit seinem Betragen überall an. Er fängt an, alle Menschen für boshaft zu halten, weil ihn so viele aus Mißverstand oder aus wirklicher Bosheit mißbrauchten. Er wird mürrisch, zurückhaltend, scheu. Man mißversteh't ihn wieder, und hält ihn für tückisch und übeldenkend. Man glaubt sich berechtigt, ihn zu necken und zu ärgern,

und

und treibt dadurch seine Menschenfeindlichkeit immer höher. — Der Menschenhaß ist eine Art von Schwärmerei, in der man vergißt, daß man die Dinge auf dieser sublunariſchen Welt ſo nehmen müſſe, wie ſie ſind. So wie alle Schwärmer ſchwer zu heilen ſind, ſo ſind es auch die Menschenfeinde. Der Menschenfreund bedauert ſie und begegnet ihnen mit Schonung und Duldung, ſelbſt wenn ſie ihn beleidigen.

Wer nur einen gewiſſen ſittlichen Werth und in gewiſſem Maasſe gefällige Manieren hat, wird ſich durch Ausdauern und Geduld immer die Freundschaft und Achtung ſolcher Perſonen erwerben, die ihre Freundschaft nicht leicht mittheilen oder denen ſonſt ſchwer beizukommen iſt. Außer dem Vergnügen, das in jedem Gute liegt, deſſen Erwerbung uns Mühe koſtet, erlangen wir hiebei eine Geſchmeidigkeit und Nachgiebigkeit, die uns deſto mehr in den Stand ſetzt, das Wohlwollen und die Zuneigung ſolcher Perſonen zu gewinnen, zu deren Herzen man einen leichtern Zugang finden kann, und erwirbt ſich überhaupt eine gröſſere Fertigkeit in den meiſten geſellſchaftlichen Tugenden, welche den Genuß des Lebens erhöhen und zugleich unſer äußerliches Glück befördern.

Die Lust verschwindet, wenn wir unsre Empfindung allzusorgfältig aufzuklären suchen, sagt Mendelssohn \*). Dieß ist eine traurige Wahrheit! Wir philosophiren so lange über die Entstehung und die Natur unsrer Freuden, bis wir zuletzt keine mehr haben. Unsre Freuden, so wie unsre Leiden, entspringen gewöhnlich aus dunkeln Vorstellungen und schnellen Empfindungen. Beide nehmen in eben dem Maaße ab, als unsere Vorstellungen deutlicher werden, und als die Wirkung eines schnellen Eindrucks gehemmt wird. Allein wenn die möglichst größte Summe angenehmer Empfindungen Glückseligkeit ist, wenn diese nur bei einer strengen Scheidung des Wahren, Schönen und Guten von dem Täuschenden, Glänzenden und mehr Unangenehmen, als Nützlichen, bestehen kann; wird es dann nicht nothwendig werden, die Entstehung und Natur unsrer angenehmen Empfindungen in jedem einzelnen Falle genau zu erforschen, um ihr Verhältniß zu unsrer Glückseligkeit einzusehen und sie einander unterzuordnen? Lehret uns nicht eine traurige Erfahrung, daß sich der Verstand so oft irrt, in dem was ihm die Sinne zuführen und in den Forderungen ihrer Bedürfnisse? Finden wir nicht, wie manche Leiden wir uns oft nur dadurch zubereitet haben, daß wir dem ersten angenehmen

\*) Ueber die Empfindungen, Brief 1.

Eindruck folgten, ohne zuvor seine Güte geprüft zu haben? Welche Scheidung geht denn in der großen oder kleinen Summe unserer Lebensfreuden vor, sobald wir solche Prüfungen anstellen! Wir sehen, daß der sinnliche Genuß mehr ein Bedürfniß der Erhaltung und Bildung unsrer körperlichen Maschine, als Nahrung der Seele ist. Die aus bloß sinnlichen und geistigen Empfindungen gemischte Freuden haben nur dann einen Werth, als die letztern überwiegend sind, und die Seele nach dem Genuß der ganz geistigen Freuden, sich von der hohen Spannung wieder erholen kann, welche dabei nöthig ist. Es ist freilich wahr, ein solcher Ueberblitz aller Freuden, die uns unser Seyn darbieten kann, wird alles, was uns im Leben anläßt, wie von einem mißgünstigen Zauberstabe berührt, in den ersten Augenblicken, zerstören oder mit einem schwarzen Flor umziehen. Wir werden vor allen Freuden, die bloß den Sinnen schmeicheln, mißtrauisch zurüktreten. Selbst die reinen, erhabenern Freuden, welche uns das Anschauen des Guten, Schönen und Wahren, die Betrachtung der Natur, die Seligkeit der Freundschaft darreichen kann, werden uns minder vollkommen erscheinen, weil ihr Genuß so oft durch die Bemerkungen der Unvollkommenheiten und Mängel gestört, und durch die unvermeidliche Zufälle des Lebens zernichtet wird.

Allein wenn wir bedenken, daß Unvollkommenheit immer der Charakter des Einzelnen ist, daß es besser ist vielen Freuden zu entsagen, als durch ihren falschen Schein irre geführt, ihren vorübercilenden Genuß mit gewissen Leiden zu erkaufen, daß die Summe ächter Freuden noch groß genug ist, um das Leben des guten und weisen Mannes zu versüßen, daß uns bei diesen Prüfungen keine ängstliche Zweifelucht, sondern allein die Weisheit und die Sorge für unser wahres Glük leiten muß, daß endlich Vollkommenheit der einzige Weg zur Glükseligkeit, dem erhabenen Zwecke unsers Daseyns ist, und diese nicht anders als durch viele scheinbare Aufopferungen und vorübergehende unangenehme Empfindungen erreicht werden kann, wenn wir dieß alles bedenken; so wird der Grundsatz, daß wir die Entstehung und Natur unsrer angenehmen Empfindungen in jedem einzelnen Falle genau prüfen müssen, für unsre Ruhe minder gefährlich scheinen, als es uns beim ersten Anblit dünken mag.

---

Die Grundlage der Freundschaft ist Liebe und Hochachtung. Diese entsteht aus der Überzeugung von den überwiegenden Vorzügen des Geistes und Herzens, die wir in unserm Freunde entdecken. Die Liebe und Hochachtung, die wir für unsern Freund

empfinden, ist von gleichem oder verschiedenem Grade, je nachdem die Vorzüge seines Geistes und Herzens gleich oder verschieden sind. Um diesen Werth unsers Freundes zu bestimmen, werden wir seinen Charakter nach jeder Rücksicht prüfen, und seine Vollkommenheiten und Mängel gegen einander vergleichen müssen. Wird aber eine solche Vergleichung nicht die Dauer und das Glück der Freundschaft stören? Keineswegs! Lieber möcht' ich fragen, kann wahre Freundschaft ohne Ueberzeugung von den überwiegenden Vollkommenheiten unsers Freundes bestehen? Und kann ein Mann unsre ganze Freundschaft verdienen, von welchem wir diese Ueberzeugung nicht haben? Eine solche Prüfung ist also zuerst schon zur Gründung wahrer Freundschaft nöthig. Wenn aber ungeachtet jener Ueberzeugung die Dauer und das Glück der Freundschaft dennoch gestört werden sollte; so wird die Schuld meistens in uns selbst liegen. Viele Menschen übertreiben ihre Forderungen in der Freundschaft. Sie vergessen, daß sie selbst Menschen sind und fordern Dinge, welche sie von ihrer Seite zu leisten, weder Willen, noch Kraft haben. Viele sind Schwärmer in der Freundschaft, und Schwärmerei verträgt sich so wenig mit dem Glücke der Freundschaft, als mit jedem andern Genuß des Lebens. Wer in der Freundschaft eine genaue Sympathie und Harmonie der Empfindungen und Gesinnungen fordert

wird wahrlich sein Leben Freundlos zubringen müssen. Ein gewisser Grad der Gleichheit ist hinlänglich um ein daurendes Freundschaftsband zu knüpfen. Wir müssen bedenken, daß ein fortgesetzter Umgang diese Gleichheit entweder immer mehr entwikkelt, oder daß sich Freunde an ihre in einzelnen Rücksichten verschiedene Denkungs- und Empfindungsart nach und nach wechselseitig so gewöhnen, daß dadurch eine grosse Gleichheit hervorgebracht wird. Wo Licht ist, da ist in der Körperwelt auch Schatten. Wo Tugenden und Vollkommenheiten in der sittlichen Welt sind, da sind im menschlichen Leben auch Fehler und Gebrechen. Wer bei überwiegenden Vollkommenheiten seines Freundes aufhören kann sein Freund zu seyn, weil er viele kleine Fehler an ihm bemerkt, der ist von stolzer Eigenliebe aufgeblasen. Er hat nicht die Duldung, welche aus einer aufrichtigen Beobachtung unsrer eignen Unvollkommenheiten gegen die Fehler andrer Sterblichen entsteht. Er übertüncht sein eigenes Herz mit den bunten Farben der Selbstgenügsamkeit, anstatt es seinem Freunde aufzuschließen, dessen Herz er entfalten will \*). Ein solcher Mann

\*) Wie wahr sagt Johnson: Very few can boast of a heart vvhich they dare lay open to themselves, and of vvhich by vvhatever accident exposed, they do not shun a distinct and conti-

ist gar keiner Freundschaft fähig, und zerstört nur darum jede Freundschaft, die für ihn aufkeimt, durch die strenge Prüfung des Werthes seines Freundes, weil er aus Mangel an Verstand und gutem Willen den wahren Zweck dabei verfehlt. Der Mann hingegen, der diese Prüfung mit Duldsamkeit gegen Andre, mit Strenge gegen sich selbst, und auß eigennütziger Sorge für sein Glück anstellt, wird dadurch das Glück der Freundschaft desto sicherer genießen und sich manche bittere Täuschung ersparen.

Freundschaft ist eine reiche Quelle des Lebensgenusses, aber sie ist für unser ganzes Glück nicht immer so entscheidend, als es die Liebe in den meisten Fällen ist. Ist aber Liebe ein Glück des Lebens? Kann sie es seyn, da sie sich mehr auf dunkle Empfindungen gründet, als die Freundschaft und Hochachtung, und immer mehr oder weniger aus der unlautern Quelle der Sinne entspringt? Wenn sie Glück seyn soll; so muß ihre Grundlage immer Freundschaft seyn, sie muß sich nur in dem höhern Grade der Lebhaftigkeit unsrer Empfindungen von

nued view; and certainly, vvhath vve hide from ourselues, vve do not shevv to our friends. See his vvorks. V. 4. p. 97.

der Freundschaft unterscheiden. — Ja, Liebe ist Blut des Lebens, wenn sie es gleich niemals in dem hohen Grade seyn kann, in welchem die feurige Einbildungskraft des Dichters und des Romanschreibers sie mit den reizendsten Farben schildert. Wenn wir uns nun in der Liebe noch leichter täuschen können, als in der Freundschaft, und wenn sie gewöhnlich auf unsre ganze Glückseligkeit einen entscheidenden Einfluß hat, als diese, wie viel mehr müssen wir in der Liebe das prüfen, was bleibt und was schwindet! Die Veräußerung dieser wichtigen Pflicht ist der einzige Grund des vielen Übels, das die Liebe stiftet, und der lächerlichen oder hassenswerthen Gestalt, in der sie so oft erscheint. Zwar werden jene Prüfungen des Werthes der geliebten Person den Grad der Liebe meistens schwächen. Aber gehört es denn zu ihrem Wesen und zu ihrem Glücke, daß sie Leidenschaft seyn muß? Und ist es nicht weiser sich selbst durch Ueberlegung ein scheinbares Glück zu mildern oder gar zu zerstören, so lange uns noch eine freie Wahl übrig bleibt, als diesen Trug erst durch eine grausame Erfahrung einzusehen, wann wir keine Wahl mehr haben? Im Gegentheil kann jene Prüfung die Liebe erhöhen, veredeln und dauerhafter machen. Wann ein Mann durch die äußerliche Annehmlichkeiten eines Mädchens eingenommen wird, mißtrauisch gegen

eine schimmernde Aussenseite, ihren innern bleiben den Werth prüft, und diesen eben so vorzüglich findet, so wird der Grad und das Glük seiner Liebe um so vollkommener seyn. Nur Schwärmer und Romanhelden können denjenigen einer phlegmatischen Laugkeit in den zärtlichsten Gefühlen beschuldigen, der in stillen Stunden mit Leidenschaftloser Seele strenge prüft, was von den Vorzügen seiner Geliebten bleibt und was schwindet, und wie weit sich seine Verhältnisse, seine vernünftige Bedürfnisse und seine unabänderliche Lebenspläne mit seiner Liebshaft vereinigen lassen.

Daß die Freundschaft zweier Personen beiderlei Geschlechts, deren Herzen noch frei sind, sich sehr leicht in Liebe verwandelt, dieß lehrt die tägliche Erfahrung. Aber, daß sich Liebe, deren Zweck uns die Umstände nicht erreichen lassen, in wahre, ruhige Freundschaft solle verwandeln lassen, dieß läßt sich wohl in Versen sagen, aber in kalter Prose möchte man daran zweifeln. In gewissem Maaße ist es vielleicht dann möglich, wann beide ehemalige Liebende durch andre unauslöbliche Bande an Personen gefesselt sind, deren Vorzüge und Zärtlichkeit die Lücke in beider Herzen vollkommen wieder ausgefüllt hat, welche durch ihre Trennung ent-

---

stehen mußte. Wenn dieses aber nicht ist, wenn bei der Vergleichung der Eigenschaften des Gatten mit den Vorzügen des ehemaligen Geliebten und nunmehrigen Freundes, das Uebergewicht für den Letztern entscheidet; so wird die Anhänglichkeit für den Gatten sich schwächen, die ehemaligen Empfindungen der Liebe erwachen leise und machen die Empfindungen für den Freund lebhafter und zärtlicher, als sie sich mit der Natur der Freundschaft vertragen können. Der Umgang mit ihm ist nicht mehr so ruhig und ungeschminkt. Man thut sich Zwang an, aber man hält ihn nicht lange aus. Denn man kann die Liebe, wie das Gewissen, wie Leisewitz sagt, nur eine Zeitlang einschläfern. Vergeblich sucht alsdann die Freundschaft wieder in ihre Rechte einzutreten, und vielleicht ist die Entfernung noch das einzige Rettungsmittel, und ein vorsichtiger und delicateser Briefwechsel mag sie wieder herstellen, wenn man in seinen schriftlichen Aeußerungen zurückhaltender ist, als man sich vergeblich bestrebt es im persönlichen Umgange zu seyn, wo es so schwer ist sich seine Gesinnungen durch jenes redende Stillschweigen nicht merken zu lassen, wodurch die Liebe oft tausendmal mehr sagt, als durch Worte.

---

Von den vielen Ursachen, welche uns hindern können einen Freund zu finden, ist die Forderung, daß wir über einen Grad hinaus geliebt seyn wollen, dessen Menschen in ihrer Liebe zu andern fähig sind, eine der wichtigsten und nicht seltenen. \*) Man bildet sich in seiner Fantasie ein Ideal von einem Freunde, und sucht dieses Schattenbild in der wirklichen Welt. Bald ist eine zu grosse Empfindlichkeit des Herzens, bald Stolz, der Grund dieser überspannten Forderungen. Nicht selten hat man weder die Fähigkeit, noch den Willen das, was man von seinem Freunde fordert, auch selbst zu leisten.

Wenn man nun sein Ideal lange vergeblich gesucht hat, so läßt man sich zuletzt von der Eigenliebe verleiten, über die Verdorbenheit des menschlichen Herzens laut zu klagen, und nähret vielleicht einen stolzen Menschenhaß, der in eine lächerliche Selbstsucht ausartet. Derjenige, der sich aus Stolz so weit verirrt, verdient diese gerechte Strafe vollkommen. Allein ein Herz, das bei der Stärke und Lebhaftigkeit seiner Gefühle mehr als gewöhnliche Menschen in der Freundschaft zu leisten fähig ist, und welchen die gegenseitige Gefühle gewöhnlicher Men-

\*) Phil. Anmerk. und Abhandl. zu Cicero's Büchern von den Pflichten, von Christian Garve. T. 3. S. 104.

sehen nicht genügsame Nahrung geben können, hat gewiß auf unser Mitleiden Anspruch, wenn es von seiner feurigen Einbildungskraft so grausam misleitet wird. Diese Art von Schwärmerei ist weit weniger tadelhaft, als der Leichtsinn, mit welchem man sich, vom ersten Eindruck hingerissen, mit Enthusiasmus den Gefühlen der Freundschaft überläßt, die eben so leicht wieder erkalten, als sie entstanden sind. Zu wahrer dauerhafter Freundschaft muß das Herz nicht nur tugendhaft, sondern auch starker Eindrücke fähig seyn, und eine große Fülle der Empfindung besitzen. Der Geist muß mit einem reichen Vorrath von Vorstellungen erfüllt seyn, er muß seine Aufmerksamkeit, so wie das Herz seine Zuneigung, lange und ausdauernd auf ein Ding oder eine Person zu richten fähig seyn. Kurz Herz und Geist müssen mehr als gewöhnlich, aber nicht überspannt seyn. Wie sehr sind daher Personen zu beklagen, welche alle diese seltenen Erfordernisse vereinigen, durch ihre Freundschaft Anderer glücklich machen, und in der Freundschaft Anderer selbst einen grossen Theil ihrer Glückseligkeit finden könnten, wenn ihnen diese wichtigen Eigenschaften durch ihre übertriebene Forderungen unnütze werden, und sie sich dadurch selbst Kummer und Kränkungen bereiten, wegen welchen sie mit Unrecht über die Menschheit klagen.

Es ist wahr daß das Daseyn einer grossen That sehr oft blos von dem glücklichen Zusammenfluß der Umstände abhängt, allein es ist ungerecht, wenn man aus dieser Rücksicht dem Manne, der diese grosse That ausführt, sein Verdienst ganz oder doch größtentheils rauben will. Es ist nicht zu läugnen, daß er den Erfolg seiner That diesem Zusammenfluß der Umstände in einem gewissen Maasse schuldig ist. Allein um diese günstige Lage zu benutzen, mußte er grosse Eigenschaften haben, und es ist ein wichtiges Verdienst für ihn, sie zu seinem Zwecke benutzt zu haben. Unbesonnene und unerfahrene Leute werden von den Umständen regiert, aber kluge und erfahrene Männer regieren die Umstände.

Wer nur einige gute sittliche Bildung genossen hat, und die Ehrfurcht für die Vorschriften der Religion und Tugend nicht ganz aus den Augen verliert, dem wird es nicht schwer sich vor Lastern und groben Ausschweifungen zu hüten, oder sich wieder davon loszureißen, wenn sie ihm noch nicht zur Gewohnheit geworden sind. Aber warum ist es doch so schwer selbst bei hellem Verstande und strenger Tugend, sich von manchen kleinen Thorheiten und Schwächen loszumachen, die entweder

Ueberreste einer etwas versäumten frühern Erziehung, Folgen gewisser Lieblingsneigungen, oder kleine Auswüchse natürlicher Dispositionen sind? Man sieht sie ein, man bestraft sich selbst darüber, man faßt ernstliche Entschlüsse sie auszurotten, aber vergebens: Solche Flecken in unserm Charakter sind Eitelkeit, Vorzugsucht, Geldliebe, Hang zu Liebelien, zu bestimmten an sich nicht strafbaren Ergötzlichkeiten, Vernachlässigung der Ordnung in seinen Geschäften, zu grosse Offenherzigkeit und tausend andre. Meistens sind die Folgen dieser Fehler auf unsere Moralität in den einzelnen Fällen nicht sehr auffallend. Wir verlieren daher von dieser Seite den Antrieb zu ihrer Besserung. Der Nachtheil, den sie uns bringen, ist nicht immer so groß, um uns in die Nothwendigkeit zu versetzen, unsre ganze Seelenstärke aufzubieten, um ihnen entgegen zu arbeiten. Eine lange Gewohnheit hat sie meistens tief in unsern Charakter verwebt, so daß wir sie nicht leicht, wenigstens nicht ganz, auszurotten vermögen, so weit es von unserm eigenen Muth und Willen abhängt, und so weit wir gewöhnlich schon damit genug gethan zu haben glauben, daß wir sie in gewissen Schranken halten. Die weitere Entwicklung unsrer Verstandes- und Willenskräfte, die Veränderung unsrer Sitten und Meinungen mit dem Wechsel der Jahre und der

Glücksstände, das Emporkommen einzelner Tugenden in unsrer Seele und manche andre Ursache nimmt gewöhnlich diese Fehler und Schwachheiten allmählich hinweg, doch sehr oft nur um ihnen eine andre Richtung zu geben, oder neuen Fehlern Platz zu machen. Manche sind so tief in unsern Charakter eingedrungen, daß wir sie nur mit unserm Leben verlieren. Mag es auch seyn! Vollkommenheit ist zwar das hohe Ziel des Strebens unsers Verstandes und Willens. Hienieden ringen wir hinan, aber erst in einem der Zustände jenes Lebens werden wir es erreichen. Wir dürfen um geringerer Fehler an unserer Moralität nicht verzweifeln, wosfern wir nur daneben grössere Tugenden erworben haben. Gelingt es uns auch nicht sie zu bessern, es mag aus Mangel an Muth, an Willen oder an Kraft geschehen; so macht uns doch selbst das schwache Bestreben sie auszurotten in etwas besser, so wie den Lasterhaften, die traurigen Folgen und die unangenehmen Empfindungen, womit seine Vergehungen mehr oder minder begleitet sind, immer wieder in etwas besser machen und den Grad der Zurechnung und mithin auch seiner Strafbarkeit vermindern.

---

Wer durch Mangel klug geworden ist, um den Werth des Geldes richtig zu schätzen und alle

Vorthteile, die uns der Besitz desselben gewährt, lebhaft einsehen lernt, der wird nach und nach an eine Geldliebe gewöhnt, bei der es ihm schwer werden dürfte, sich den Regungen und Anmassungen des Eigennuzes zu entziehen. Die Forderungen so vieler Bedürfnisse, deren Befriedigung uns nur allein der Besitz des Geldes gewähren kann, machen einen gewissen Grad der Geldliebe selbst dem vernünftigsten und rechtschaffensten Manne zur Nothwendigkeit. Sie artet dann sehr leicht in Geiz aus, sobald man mehr in dem Besitze des Geldes sein Vergnügen findet, als es für ein Mittel ansieht, wodurch wir sehr viele Wünsche befriedigen können. Der Eigennuz aber wird sich immer mehr oder weniger in unsre Seele schleichen, so bald die Liebe zum Gelde und die Begierde sich den Besitz desselben zu erwerben, auf einen gewissen Grad der Lebhaftigkeit steigt. Auf der einen Seite wird dadurch zwar unsre Thätigkeit, unser Fleiß und unsre Sparsamkeit befördert, auf der andern aber bekommt unser Charakter doch manchen Fleken, der dem Auge des scharfsichtigen Menschenbeobachters sehr oft sichtbar wird, so sehr wir ihn auch zu verbergen bemüht seyn mögen. Wir können dabei Rechtschaffenheit genug behalten, um gegen die Rechte und das Eigenthum Anderer eine strenge Gewissenhaftigkeit zu beobachten, allein wir lassen  
uns

uns doch manchmal zu Gefinnungen herab, die mit der Menschenliebe, der Großmuth, der Freundschaft, der Dankbarkeit und der Wohlthätigkeit nicht bestehen können, und uns die Ausübung dieser Tugenden erschweren.

Die tägliche Erfahrung lehrt, wie viel die Stimmung der Seele auf die Besserung oder Verschlimmerung des Zustandes der Kranken wirkt. Es ist daher sehr empörend, wenn man so viele Aerzte und Geistliche sieht, welche diese wichtige Rücksicht ganz vergessen. Ob die Disposition der Seele im Sterben auf unsern Zustand nach dem Tode einen so ganz entscheidenden Einfluß habe: dieß sei der Überzeugung eines Jeden anheimgestellt, daß aber die Mittel, die man dazu gebraucht, schon so oft den Tod der Kranken beschleuniget haben, ist ganz gewiß. Wann der Beichtvater mit strenger Miene vor das Krankenbette tritt und dem empfindlichen, durch tausend Verhältnisse schon zuvor geängstigten Kranken sein Sündenverderbniß und die Höllequalen, die auf ihn warten, wofern er sich nicht eilends bekehrt und Buße thut, mit so gräßlichen Zügen schildert, wie Tasso sie sang und Michel Angeles sie malte, und die matte oder durch Krankheit höher gespannte Einbildungskraft des Kranken entflammt

2tes Bändchen. G

und verdüstert, anstatt sein Herz zu rühren, welche zerstörende Folgen müssen sich dann aus der tobenden Seele über den leidenden Körper verbreiten! Wenn der Arzt, anstatt den gesunkenen Muth des Kranken aufzurichten, und den stärkenden Balsam der Hoffnung durch eine wohlthätige Täuschung über seine Seele auszugießen, durch ein zweifelndes Kopfschütteln, durch ein bedeutendes Runzeln der Stirne und durch zweideutige Interiectionen dem Kranken bange macht und die Furcht seiner Seele vergrößert, welche gesegnete Wirkungen kann er sich denn von seinen Arzneien versprechen? Wie wenig kennen solche Männer die unaufhörliche Ebbe und Fluth zwischen Seele und Körper! Wie wenig mögen sie sich selbst kennen! In ihren Händen wird das Gift, was in den Händen der Weisen und Menschenfreunde aus ihrem Stande Erquickung und Rettung ist!

Joseph \* \* \*

---



---

## Bemerkungen

auf einer Reise von Basel nach Berlin.

---

Fortsetzung.

Leipzig, 1790.

**N**icht, wie ich es Ihnen, mein Freund! versprochen hatte, von Nürnberg, sondern erst von hier aus erhalten Sie die Fortsetzung der auf meiner Pilgrimschaft gemachten Bemerkungen. Ich war zwar vierzehn Tage lang in jener dahinstrebenden Reichsstadt, allein meine Gemüthslage erlaubte mir nicht, mit meinem Freunde mich anders zu unterhalten, als in Gedanken. Ich bin so gerne ruhig, wenn ich mich mit Ihnen beschäftige und habe mirs lange schon zum Gesetz gemacht; Sie nie etwas von mir hören zu lassen, wenn zu besorgen steht, daß Trübsinn sich in meine Unterredungen mische. Viele stimmen hierinn nicht mit mir überein, denn nichts, halten sie dafür, berechtige sie mehr, an ihre Freunde sich zu wenden, als gewisse Stimmungen, in die sie sich nur dann zu finden wissen, wenn ihre Freunde davon unterrichtet sind und das Unangenehme in denselben mit ihnen theilen. Ich kann diesen Grundsatz nicht anneh-

men, denn bin ich so glücklich einen Freund zu besitzen, so wähne ich, Herr eines Kleinods zu seyn, das über allen Werth erhaben ist. Ein solches Kleinod schätzt man hoch und gewiß man sucht alles zu entfernen, was einem Gegenstand, den man hochschätzt, nur einen unangenehmen Augenblick machen kann.

An meinen Freuden, mein Bester! sollen Sie Theil nehmen und sind mir diese karglich zugemessen auf dieser besten Welt, so ist es gewiß meine Schuld nicht, wenn Ihnen wenige durch mich werden. Mißmuth, Unzufriedenheit, Traurigkeit und wie die ewigen Gefährten unsers Daseyns hienieden alle heißen, müssen sich hinter die Miene der Heiterkeit verbergen und ist dies nicht möglich, so mögen sie herrschen, bis sie von selbst sterben, meine Freunde dürfen während der Zeit ihres Despotismus nichts von mir hören. Ach es hat jeder sein bescheiden Theil, warum einer dem andern aufbürden, was er selbst zu tragen, sich stark genug fühlen sollte.

Es ist doch so beruhigend, so erquickend, wenn man seinen Kummer in den Schooß eines Freundes schüttet! — Wer sagt das? — Ach, Sie sind es selbst, mein Lieber! — Gut! — Aber ich weiß ja, daß Sie mein Freund sind, weiß, daß Sie mein Kummer schmerzt, wie mich. Ist mir

aber geholfen, wenn ich dieß weiß? — Ich werde ruhiger seyn, meinen Sie, und desto unbefangener darauf denken können, ihn, vereint mit Ihnen, zu ersüßen. Richtig, Sie werden mir Ihren Rath und auch Ihre Thränen nicht versagen und vielleicht in diesen Augenblicken Ihrer eigenen Sorgen vergessen. Aber meine Freunde dürfen doch nichts wissen von meinen Mühseligkeiten. Sind sie so groß, daß ich nicht vermögend bin, sie zu tragen, zu tödten, ach dann ist es traurig, seh ich aber das Ende davon ab, und daß Mühe, Anstrengung mich davon befreien können, warum soll ich so kleinmüthig seyn und auf den Nacken meiner Freunde wälzen, was ich selbst feig genug bin, nicht bekämpfen zu wollen? Meine Freunde haben auch zu tragen und mein Sieg ist desto süßer, je grössere Kräfte erfordert wurden, ihn zu erringen. Freilich steckt hier Eigenliebe dahinter, aber mag es; ich will meinen Kummer allein tragen, denn ich bin überzeugt, daß er nie über unsere Schultern hinauswächst. Lassen wir also dieß, mein Bester! und begnügen Sie sich damit, daß ich Ihnen sage, ich sei über allen Glauben getäuscht worden. Bin ich einmal wieder in den Mauern, wo Sie mit Ihrem lieben Weibchen so manche Stunde wegscherzen, so sollen Sie mehr von mir hören, bis dorthin hoff ich meine Wunde nur noch als Narbe zu sehen. —

Mein Weg hieher gieng über Erlang, Streitzberg, Truppach, Baireuth, Hof, Gefäll, Schleiz, Nume, Gera, Zeitz und Regau. Ein paar Stationen glaube ich vergessen zu haben, aber dieß thut nichts; Gottlob! daß ich hier bin, denn was ich ausgestanden habe, davon werden Sie sich erst dann einen Begriff machen können, wenn Sie diesen nämlichen Weg auf die nämliche Art, wie ich, werden gemacht haben. Ich bin nämlich, meinem Entschluß, auf dem Postwagen zu reisen, bis hieher noch nicht abtrünnig geworden und habe mich dadurch überzeugt, daß ich fähig wäre, alle Strapazen eines siebenjährigen Krieges zu ertragen, denn wahrer Heldenmuth und wahre Mönchsgeduld gehört dazu, die Kasteiungen, denen man auf diesem Fuhrwerke ausgesetzt ist, mit Standhaftigkeit zu erdulden. O was sind das für Wege und Wagen! Bei all den Unordnungen, worüber ich zum Theil klagte, als ich in meinem vorigen Brief über die Reichspostwagen sprach, ist es, als kämen sie aus dem Fegfeuer in die Wohnung der Seeligen, wenn Sie aus einem Sächsischen in einen Reichspostwagen steigen, oder umgekehrt, weil dieß letztere hier bei mir der Fall war.

In Hof fangen jene an und schon beim Anblick derselben überließ mich ein Schauer, denn hier sah ich nichts, als Holz und Eisen. Sie wissen

ja, wie unsere Leiterwagen sind? Legen Sie vier bis sechs hölzerne Bretter quer über, lassen Sie hinten ein bißchen Raum, um die Koffers darauf zu werfen, verstehen Sie mich wohl, ich sage: werfen und Sie haben einen sächsischen Postwagen, davon der beste mit dem schlechtesten im heiligen römischen Reiche eben so wenig verglichen werden kann, als die Wege im Vogtland mit einer Heerstrasse in der Pfalz, oder im Württembergischen. Bei meiner Ankunft in Schleiz traf ich vor der Post einen Passagier, der auch mit einem solchen Wagen angekommen war und in Verwünschungen über dieses elende Fuhrwerk und über die wenige Achtung ausbrach, die man für die Güter der Reisenden trägt. Er zeigte mir seinen Koffer, den er ganz neu aus Leipzig mitgenommen hatte und der schon so zertrümmert war, daß man mit der Hand durch eine Oefnung dringen konnte und zu befürchten stand, er werde auseinanderfallen. Der Posthalter, bei dem er sich über diese geringe Achtsamkeit beklagte, war ungeschliffen genug, ihm die Antwort zu geben, man könne so etwas nicht in Baumwolle einpacken. — Sie müssen aber deswegen nicht glauben, mein Lieber! daß alle Koffer, Käse u. s. w. einer ähnlichen Gefahr unterworfen sind. Nein dieß gilt nur von denen der Passagiers, die einen halben Centner frei haben und von denen

man verlangt, sie sollen selbst darauf acht geben. Wie ist dieß aber möglich, da der Schwager manchmal an jedem Ort etwas abzugeben und daher eine Aenderung in der Stellung der Sachen zu machen hat? Bei Tag kann man noch eher nachsehen, als bei der Nacht, wo die Unordnung zu groß werden würde, wenn jeder Reisende so oft der Postillon etwas abzugeben hat, nachsehen wollte, ob sein Gepäck gut verwahrt ist? Wofür erhält denn jener sein Trinkgeld, wofür bezahlt man den Ueberrest der Fracht, wenn man nicht einmal sicher seyn soll, daß das Gepäck unverfehrt bleibt? Zudem muß ja der Schwager am besten wissen, auf welche Art es am füglichsten zu setzen ist, um vor Schaden gesichert zu seyn. Aber darauf wird nicht Rücksicht genommen, man wirft die Equipage der Reisenden in den Wagen hinein, als wär' sie ein Sack mit Wolle, gleichviel ob etwas in Trümmer geht, oder nicht. Freilich ist der Umstand auch Ursache dabei, daß so oft, wie bei der Reichspost, nichts für die Fracht bezahlt wird außer einem Trinkgeld an den Paker, wo man abfährt. Drum trägt man auch mehr Sorge für die übrigen Güter, die keinem Passagier angehören, denn für diese muß das Postamt stehen. Daß aber die Wagen so schlecht sind, rührt größtentheils auch daher, daß die Post-

halter sie selbst stellen und auf ihre Unkosten erbauen lassen müssen.

Jedem Reisenden, der es nur einigermaßen vermag, wollt' ich rathen, wenn ihm seine Zufriedenheit lieb ist, mit einem eigenen Wagen durch Sachsen zu wandern, denn thut er dieß nicht, so geht es ihm gewiß, wie mir, der ich mehrere Tage Schmerzen im Rückgrad fühlte und der übeln Witterung wegen, der ich ausgesetzt war, nachtheilige Folgen auf meine Gesundheit erlitt. Auch wollt' ich mit einem Kaufmann aus Nürnberg Extrapost in Aume nehmen, aber was hätt' uns diese geholfen, da wir kein eigenes Fuhrwerk hatten und eben so wenig eine bedeckte Chaise als ein bedeckter Postwagen zu bekommen war. Ich gab mich also geduldig in mein Schicksal und kam endlich unter fast immer währendem Regen über und über angefeuchtet hie an.

Die besten Dienste that mir freilich mein Mantel, aber leider konnt' ich ihn nicht ganz benutzen, denn ich fühlte mich außersehen, einem Mädchen, das mit uns fuhr, äußerst leicht gekleidet war und vor Frost, den ihm das Regenwetter zuzog, zitterte, mit der Hälfte desselben, die ich um es herumschlug, ein bißchen behülflich zu seyn. Das gute Kind befand sich auch so wohl dabei, daß es manche Stunde an meiner Brust, woran es den Kopf nach und

nach legte, schief und vielleicht seiner Dankbarkeit keine Grenzen gesetzt haben würde, wenn mir nicht zu rechter Zeit noch eingefallen wäre, was dort Adellungen sagt: Schuldigkeit verdient keinen Dank.

Zu allem Unglück muß bei einer Reise durch dieses Land, auch noch das kommen, daß die Wege, wie ich schon berührt habe, äusserst schlecht sind. Natürlicherweise kann man keine Landstraßen erwarten, wie man sie in flachen Ländern oft findet, allein dies hebt doch die Möglichkeit nicht auf, sie wenigstens einigermaßen erträglich zu machen.

Ausser der Tour, die ich genommen und oben angezeigt habe, giebt es noch eine andere von Nürnberg über Erlangen, Forchheim, Bamberg, Lichtenfels, Cronach, Steinwiesen, Lobenstein, Salzbürg, Schleiz, Aume, Gera, Leipzig; allein ich ziehe die erstere dieser doch vor; weil jene nicht so bergig, und daher besser zu befahren ist. Hat man einmal den gefährlichen Streitberg und den gleich darauf folgenden noch mühseligern Berg, dessen Name mir entfallen ist (beide liegen zwischen Baireuth und Hof) im Rücken, so geht es viel ebener, da man auf der andern Strasse beinahe immer nur Höhen und Abgründe hat. Sollte es einmal, welches so sehr zu wünschen wäre, da-

hin kommen, daß man, um den Streitberg vermeiden zu können, die Strasse über Mönchberg und Berneck auf Bamberg zu wie es im Werk seyn soll, leitete, so würden Passagier, Wagen und Pferde weit weniger auszustehen haben; allein auch dies wird wol, wie so manche andere nützliche Sache lange noch ein *pium desiderium* bleiben, da man bekanntlich in den Kabinetten der Grossen nicht so wohl darauf bedacht ist, ob irgend eine Unternehmung dem Publikum Erleichterung verschafft, als vielmehr ob sie dem Aerarium klingenden Vortheil bringt. Man thut auch recht wol, daß man sich auf der Route von Nürnberg nach Hof der schlechtesten Wagen bedient, wiewol uns einer begegnet ist, der fast ganz neu und für den es gewiß Schade war, denn der Beste würde doch bald unter jene Klasse zu sezen seyn, da er in kurzer Zeit schlechterdings zerstöhrt werden muß. Auch wir waren dazu außerssehen, ein paar Stunden arbeiten zu müssen, bis wir weiter kommen konnten, denn es zerriß eine Kette, die für die Ewigkeit seihen gemacht zu seyn, mit einer solchen Leichtigkeit, als wäre sie von Zwirn gewesen.

Auf der Station am Fuß des Streitbergs auf der Seite von Baireuth assen wir wider mein Vermuthen recht gut zu Mittag. Der Wirth ist, wenn ich nicht irre der Schulz im Dorfe und ein

Mann, mit dem sich ein Reisender ganz artig unterhalten kann. In dem Zimmer, worinn wir speiseten, fand ich an der Wand folgende Strophe mit Bleistift geschrieben:

Si jamais mon trépas t'arrache quelques  
larmes,

Si tu l'honores d'un soupir;

Le tombeau même aura pour moi des  
Charmes,

J'y benirai ton souvenir.

Sie wissen mein Freund, mit welchen Gefühlen im Herzen ich meine Reise gemacht habe, Sie wissen, wie, für wen und warum ich lebe und sagen sich daher auch selbst, welchen Eindruck diese Zeilen auf mich gemacht haben. O ich war nicht vergnügt, als ich sie in meine Schreibtafel gezeichnet hatte! Wer du auch seist, Mann, Mensch, der du deine Empfindungen an diese Wand gemacht und sie dem Wanderer vor Augen gelegt hast, wer du auch seist, sagt' ich zu mir, ich gönne dir nichts so sehr, als Erfüllung deiner Wünsche und hast du Gefühl für Liebe, so komme eher jedes andere Unglück über dich, als daß dir die Gewissheit werde, Du habest einer Leidenschaft Nahrung gegeben, die nur mit Worten, nicht im Herzen, nur so lange erwiedert worden ist, als man dich gegenwärtig wußte. Mein größtes Unglück

wäre, von der getäuscht zu werden; der ich alles aufzuopfern vermag: der ich schon die Zufriedenheit einer ganzen Familie mit mir aufgedopfert habe und die von noch zehn Familien aufopfern würde, wenn ich ihr die Ueberzeugung dadurch zu verschaffen wüßte, daß keine Gewalt vermögend sei, mich in die Fesseln der Konvenienz zu schmieden. Daß ich aber so tief fühle, darüber, mein Freund kann ich mich nicht glücklich preisen. Sie kennen meine Grundsätze über jenes Geschlecht, die nichts weniger als vortheilhaft für dasselbe sind. Seit ich es beobachte — und gewiß schon manches Jahr ist darüber verlossen — werd ich täglich mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß alles aus ihm zu machen ist, nur kein Geschöpf, das Treue, Beständigkeit liebt. Gibt es welche, die meiner Behauptung zur Widerlegung dienen, so sind sie entweder nicht schön, nicht reizend, oder haben nicht Kopf genug, um sich so zu zeigen, wie sie alle sind, wenn sich ihnen Gelegenheit dazu darbietet. So, wie man dieses Geschlecht igt erzieht, wie man es in der Zeit behandelt, da die Knospe zu treiben beginnt, kann es nicht wol anders seyn: nur ihre äußern Reize finden Anbetung! ihre so leicht rege gemachte Eitelkeit wird vorsätzlich auf diese gerichtet, alles übrige vernachlässigt, und so kommt nie ein Gedanke in ihnen, daß sie auch eine

Seele haben, die einer Ausbildung fähig ist, einer Ausbildung bedarf. Nur vorübergehend lernen sie fühlen und wehe dir, armer Mann, der du deinem Weibe eine neue Mode versagst und dir doch schmeichelst, sie lebe nach, wie vor, für dich.

Gewiß, keiner geringen Mühe würde sich der unterziehen, der es wagen wollte, den Charakter dieses Geschlechtes nur skizzirt darzustellen. Alle untereinander und jedes Individuum ist sich selbst ein Widerspruch. Heute so und Morgen, oder warlich oft nur eine Stunde später zu unserm Erstaunen ganz das Gegentheil. Wie kann sich nun ein Mann einfallen lassen, ein ganzes System über diese schöne Hälfte des menschlichen Geschlechtes zu schreiben, wie zum Beispiel der Verfasser des Werkes: Mann und Weib in ihren gegenseitigen Verhältnissen? Und was noch mehr ist, wie kann er sich so weit vergessen, und diese so geliebte und gehasste, so angebetete und verachtete Wesen als fehlerfrei, allgemein verehrungswürdig schildern zu wollen? Hat er sie denn auch beobachtet, studiert, ihr heutiges Betragen mit dem gesrigen verglichen, hat er den Grund, warum so und nicht anders, aufzufinden gesucht, oder ist sein ganzes dieses Buch nur ein Repertorium seiner gehaltenen Träume in schwülen Sommernächten? Nie ist mir noch ein Buch in die Hand gekommen, das so

ganz wider alle meine Erfahrungen gezeigt, so ganz den Beobachtungen widersprochen hätte, die ich, leider! wider Willen so häufig schon zu machen gezwungen war. Ich wußte mir die Sache nicht anders zu erklären, als daß der Verfasser in einem Land wohnen müsse, wo dieses Geschlecht wirklich ist, wozu wir es mit so vielem Unrecht oft machen, wovon wir ihm die Versicherung so häufig und manchmal so gerne geben; aber ich habe viele Provinzen Deutschlands gesehen, auch Sachsen, eh' ich es jetzt wieder betreten habe und immer hab' ich jenen Spruch wahr gefunden; *c'est tout, comme chez nous.*

Ich liebe, meine Leserrinnen! würde ich hier sagen, wenn ich diesen Brief nicht an meinen Freund schriebe, der gewiß Sorge dafür tragen wird, daß ihn nicht einmal sein Weibgen in die Hände bekommt, ich liebe und liebe, wenigstens bis jetzt noch — wenn ich mir nicht zu viel schmeichle — glücklich. Finden sie nicht hierinn den Beweis, daß ich keinen Groll gegen ihr Geschlecht in meinem Herzen trage? Und dann sind Sie warlich nicht alle so, aber — aber ein grosser, der größte Theil und zwar hauptsächlich durch unsre Schuld. Glauben Sie mir — und in der That, es ist nicht das erste mal, daß ich diese Versicherung gebe,

mündlich hab' ich es oft schon gethan — glauben Sie mir, ich würde — vertilgte irgend ein Geist ihr ganzes Geschlecht plötzlich von der Erde — der erste seyn, der Hand an sich legte, um ihnen in den Himmel zu folgen und auf der Stelle von da dem Orkus zuzueilten, wenn ich Sie nicht darin fände.

Fragen Sie nur meine liebenswürdige Lotte, die Ihnen gewiß bekräftigen wird, was ich Ihnen im Vertrauen hier gesagt habe. Aber ich kann demungeachtet von all dem, was ich oben geäußert habe, nichts zurücknehmen. Ehedem dacht ich freilich ganz anders, aber niemand, selbst der liebenswürdige Schwärmer Thumel hat sich nicht so sehr in seinem Naturmädchen bei Nimes geirrt, — Sie kennen doch seine Reise durch das südliche Frankreich? O kaufen Sie sie — als ich mich in Ihnen.

Dies würde ich dem schönen Geschlecht sagen, denn noch einmal: ich bin nicht partheiisch und müßte mir meine gesunden Augen, mein bisgen Beobachtungsgeist absprechen, wenn ich anders reden wollte. Was ich thue, th' ich aus Liebe für sie, jede Bemühung, meinen Geist zu bilden, mein Herz zu veredeln, gründet sich auf Interesse, auf das Interesse, meiner Lotte mich würdig zu machen. Nicht innerer Drang, heisser, glühender Trieb

Trieb nach Vervollkommnung, aus Liebe zu dieser Vervollkommnung allein genährt, ist es, was mir den Grundsatz verschafft hat, ein nützliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft zu werden; mögen tausende ihrem Bestreben, gut und brauchbar zu werden, eine andere Triebfeder leihen, stolz an ihre Brust sich schlagen und, während sie einen schwachen Menschen mich schelten, ausrufen; wir entwickeln unsere Seelenkräfte aus einer reinern, aus der einzigen Ursache, unsere Bestimmung hienieden zu erfüllen und nicht erst jenseits diesem Trauerleben anfangen zu müssen, was hier hätte geschehen sollen; ich bin aufrichtig, rede, wie meine Gefühle es verlangen und somit sei' es denn wiederholt, ich lebe für meine Gotte, bilde und vervollkommne mich aus Liebe zu meiner Gotte, eine andere Triebfeder kenn' ich sonst nicht. — Was aber die Folge hiervon seyn kann! — O Freund! ich denk' sie mir mit Zittern; erinnern sie mich nicht daran, denn werd ich getäuscht, so — ach so bin ich für diese Welt zu weiter nichts nütze, als etwa ein paar Pflanzen zu düngen, die über dem Hügel hervor keimen können, unter welchen ich einst verwesen werde. — Wo mein Durst nach Ehre, mein Drang, der Menschheit nützlich zu werden, bleibt? In mir, mein Freund! wo er immer bleiben, mit meinem Tode nur sterben  
ztes Bändchen. §

wird. Erst jenes Mädchen und dann die Menschheit. Sagen Sie mir nicht, es sollte umgekehrt seyn. Was Sie, was Unzählige, was Alle aus Eigenliebe thun, thu' ich für sie, denn ich liebe mich in ihr und gestehen Sie mir nur, die Menschheit ist ein Schild, das wir Männer, wenn wir recht thun, vor unsere Handlungen hängen, um sie noch lobenswerther zu machen, Liebe zu unserm eigenen Ich ist die stillschweigende Triebfeder davon und kein Krieger, kein Held stirbt den Tod für sein Vaterland, ohne sich ihm mit dem Gedanken entgegen zu stellen: dein Ruhm ist unvergänglich.

Doch ich breche ab, führe Sie nach Nürnberg zurück, von welcher Stadt ich Ihnen noch einige Rechenschaft schuldig bin.

Ich kannte einst eine Familie, uneins unter sich selbst und gequält von dem unglückseligen Dämon, der die Eltern zu einem andern Interesse spornet, als das ist, welches das Wol ihrer Kinder zum einzigen Zwecke hat. Alles, was die Zufriedenheit dieser letztern gründen konnte, wurde von jenen vernachlässigt. Es war Schade, ewig Schade, denn die Kinder waren gut, zergten alle Anlagen zu den besten, nützlichsten Menschen und nichts, als das Unglück, so stiefmütterlich von ihnen behandelt worden zu seyn, konnte sie von einer

Laufban entfernen, auf der sie wolhabend und eine kräftige Stütze für ihre Eltern im Alter hätten werden müssen. Diese wußten nur zu verschwenden, ihrem Vergnügen nachzuhängen, unbekümmert, was es für Folgen auf die armen, unbedenkten, vernachlässigten Waisen haben würde. Sie wuchsen inzwischen heran und nur durch ein Wunder war es möglich, daß sie nicht in ihrem Elend dahin starben, eh' sie in das Alter der Mannbarkeit hinübertraten. Ein guter Schutzgeist schien inzwischen über ihnen zu wachen und unaufhörlich die Ermahnung ihnen zuzuspeln: seid arbeitsam, duldet den Spott eurer unnatürlichen Eltern, es wird besser mit euch werden. Sie thatens, waren fleißig und harrten. Die Eltern, die auf ihrer Bahn fortwandelten, ohne auch nur einmal auf das Wohl ihrer Kinder zurückzuschauen, verpraßten ihr Vermögen und sahen sich endlich in der entsetzenden Nothwendigkeit, zu jenen ihre Zusucht zu nehmen. Gewohnt, jede ihrer Lüste zu büßen, entnerst dadurch und zu ungeschickt, rechtmäßige Mittel zu finden, sich wieder aufzuhelfen, waren sie schamlos genug, ihre Rettung bei ihren Kindern zu suchen.

Ach, die Kinder waren so gut, freuten sich, daß die, von denen sie das Leben hatten, sich wieder zu ihnen wandten und gaben hin, so viel sie ver-

mochten. Noch mehr, sie wurden unter sich einig, ihren nothleidenden Eltern eine gewisse jährliche Summe auszuwerfen, die sie von ihnen erheben dürften und wovon sie ihre Ausgaben gar füglich hätten bestreiten können. Die Armen, Sie glaubten jene dadurch wieder mit sich auszuföhnen und den Zwist zu ersticken, der die Bande der Familie loszurütteln schien; aber sie täuschten sich, denn ihre pflichtlosen Eltern verdoppelten ihre Ausschweifungen, statt ihnen Einhalt zu thun; es dauerte nicht lange und ihre Lage war wieder so mißlich wie vorher. Abermals Rückkehr zu ihren Kindern und abermals Unterstützung von diesen guten, biedern Seelen.

So gieng es nun fort, bis die Exzesse der Eltern allen Glauben überstiegen und die unglücklichen Söhne nicht mehr vermögend waren, ihnen zu helfen, ohne sich selbst zu Grunde zu richten. Man forderte und forderte von ihnen, aber sie konnten nicht mehr geben; man hatte es ihnen zur Pflicht gemacht, ihre Unterstützungen zu verdoppeln, zu verdreifachen und bediente sich zu ihrer Eintreibung der niedrigsten Mittel. Die armen, gutherzigen Kinder merkten zu spät, daß sie ihre Hilfe an Undankbare verschwendet und daß sie ihr eigenes Verderben dadurch beschleunigt hatten. Sie sparten, um sich vom gänzlichen Untergang zu

retten, keine Vorstellungen und versuchten, als dieses nicht frommte, ob ihnen nicht Hilfe von der Obrigkeit werden würde, allein man gab ihnen wenig Gehör, denn jene wußten die Obrigkeit zu ihrem Vortheil zu täuschen; die unglücklichen Söhne mußten ihr Haab und Gut hergeben und sahen sich dadurch bald am Rande des Verderbens, wo sie izt stehen und bei aller Anstrengung keinen Weg zur Rettung mehr sehen.

Viele haben ihre Heimath schon verlassen und ihre Industrie in andere Länder getragen, wo man sie willig und mit Liebe aufgenommen hat. Lange kann es nicht mehr dauern, und die ganze hilflose Familie ist gezwungen, sich zu trennen und die unbarmherzigen Eltern der verdienten Verweisung zu überlassen. —

Warum ich Ihnen diese Geschichte gerade hier erzähle? Lieber Freund! ich wünsche nichts so sehr als weder hier, noch anderswo Gelegenheit zu finden, davon zu sprechen, aber sie steht, und das sei Gott geklagt! vielleicht gerade hier an dem bequemsten Ort von der Welt. — — —

Kommen sie einst nach Nürnberg, so werden Sie von den nämlichen traurigen Empfindungen hingerissen werden, die mich ergriffen haben, wenn ich durch die öden, so lärglich bewohnten Strassen durchgegangen bin. Die schönsten Häuser enthal-

ten oft nur eine, aus wenigen Personen bestehende Familie und es ist unglaublich, wie bequem man sich um den niedrigsten Preis, der sich denken läßt, in dem größten Theil der Stadt einquartieren kann. Die Häuser sind größtentheils massive, doch aber nach alter Bauart mit hervorragenden Erkern versehen, davon immer einer dem andern die Aussicht benimmt. Die Gegend um die Stadt ist schön und die Aussicht auf der Burg eine der reizendsten, die ich je gesehen habe.

Fremde Kapitalisten können und werden sich nicht leicht in den Mauern dieser nach Scaliger einst reichern Stadt, als ganz Sachsen niederlassen, denn es ist einer der unbesonnenen Grundsätze des Magistrats, von diesen Verhältnismäßig eben so viele Abgaben zu fordern, als von den Einwohnern. Sodann erschweret die eben so wenig lobenswürdige Gewohnheit, spätestens um acht Uhr die Thore zu schließen und niemand mehr zu öffnen, jede Privatniederlassung. Auch hat man ganz keine Vergnügungen und nicht einmal Komödie, welche Art von Ergözung doch beinahe jeder mittelmäßigen Stadt in unsern Tagen nothwendig geworden ist. Zu Zeiten findet sich wol eine Truppe, die einen Versuch macht, Schauspiele zu geben, allein dies dauert nie lange, denn sie kann sich nicht erhalten, weil sie, wo ich nicht irre, zwei

Drittel der Einnahme abgeben und aus diesem Grund sich gefallen lassen muß, daß immer eine Magistratsperson bei der Kasse sitzt.

Konzerte waren inzwischen zwei in vorigem Winter da, die, wie man mir sagte, auch zahlreiche Unterstützung fanden. Das eine wurde im Reichsadler und das andere, wenn ich mich recht erinnere, im rothen Haus gegeben. Sonst hat sich noch eine Gesellschaft, größtentheils Kaufleute, vereinigt und für den Winter ein Haus, für den Sommer aber einen Garten gemiethet, wo sie Abends von 5 bis 8 Uhr zusammenkömmt, mit Billard und andern Spiel sich vergnügt, oder in traulichen Gruppen bei einer Pfeife Tobak zu veressen sucht, daß sie den Tag über für ihr bißchen Brod und die Patrizier gearbeitet hat. Nach dem Abendbrod geht sehr selten jemand aus und man kann sicher annehmen, daß um zehn Uhr sieben acht Theile der Einwohner, wo nicht im Schlaf, doch wenigstens im Bette liegen.

Die Einwohner fand ich nicht anders, als biedre, rechtschaffene Leute, ohne den geringsten Stolz, außer etwa darauf, daß sie freie Reichsbürger sind, welche Ehre sie leider so theuer bezahlen müssen und es im Grunde nicht einmal sind, da sie, ständen sie unter einem Fürsten, der ungerecht wäre, doch nur einem Despoten gehorchen

müßten, während sie izt unter dem Druck einer ganzen Menge seufzen.

Ich hatte Gelegenheit, den Theil der Reichs-Kleinodien zu sehen, der in Nürnberg aufbewahrt wird, wobei ich mich von der kriechenden Unterwürfigkeit überzeugte, mit der man eine Magistratsperson begrüßt. Ich sah einen der größten Patrizien so steif, wie sein Ornat, daherkommen; ein mich begleitender Freund, ein Kaufmann dieser Stadt, sagte mir, daß keiner unter allen so sehr dem Interesse der Bürgerschaft entgegenarbeite, so sehr sie drüke, als dieser. Mit Verachtung sah ich nach ihm hin und fand mich in dem Augenblick, als er näher kam, platterdings auffer Stande, ihm nur das geringste Kennzeichen von Achtung zu geben. Ich währte, dieß nämliche würden alle thun, aber ich täuschte mich sehr, denn nie hab' ich vor einem Monarchen so tiefe Bücklinge machen sehen, als alle Anwesenden vor diesem Menschen machten. Was übrigens dabei gedacht worden ist, läßt sich leicht ergründen, da man gar nicht zweifeln darf, daß jenes Sprichwort, man müsse den Teufel anbeten, damit er wenigstens nicht schade, jedem eingefallen und Ursache war, daß ihre Rücken so tief sich krümmeten.

Ich fragte meinen Begleiter, ob er nicht dafür halte, daß früh oder spät ein Aufstand zu be-

fürchten sei, weil die Einwohner in zu großem Druke leben? Er gab mir aber zur Antwort, daß es nie so weit kommen werde, weil man befürchte, seine geträumte Freiheit darüber zu verlieren und daß ein benachbarter Fürst einen solchen Umstand nicht vorbeigehen lassen würde, ohne sich der Stadt, auf die er Ansprüche zu haben glaubte, zu bemächtigen; auch sei der Magistrat politisch genug, die Hefe des Pöbels immer auf seiner Seite zu erhalten.

Von einer Seite ist also ein Phantom und von der andern Politik die Ursache, daß diese armen, frei sich dünkenden, Unterthanen wie von Dampyrren sich ausfangen lassen, ohne nur die tröstende Aussicht zu haben, daß dieses Unglück früher aufhören werde, als es ihren Monarchen gefällt.

Allmächtiger Trieb nach Freiheit, wie groß ist deine Wirkung auf den Menschen! Sogar ein Schatten, ein Traum von dir vermag ihn aufrecht zu erhalten, vermag die Fesseln, an die er geschmiebet ist und die ihm jeden Augenblick in die Ohren rasseln, unsichtbar, erträglich zu machen.

Die schöne Hälfte dieser Stadt hat mir, ich gestehe es aufrichtig, nicht gefallen, und ich würde sie in diesem Augenblick noch für eben so steif an der Seele halten, als sie es am Körper ist, wenn mir nicht ein, schon lange sich da aufhaltender Aus-

länder die Versicherung gegeben hätte, daß es dem nicht so sei. Ihre Tracht ist nichts weniger, als reizend und die traurige Gewohnheit, ihre Leiber in zerstückende Schnürbrüste zu zwingen, giebt ihnen ein solch drathpuppenmäßiges Ansehen, daß sie alle von dortigen Künstlern scheinen aus Holz gedrechselt zu seyn. So verleitete mich der erste Eindruck, den der bloße Anblick auf mich gemacht hatte, beinahe zu einer Ungerechtigkeit, denn so gewiß es ist, daß schon das Aeußere vieles von dem Innern verrathe und Stellung, Manieren, Wendungen gar manchen Aufschluß über den Zustand der Seele bei dem schönen Geschlechte geben, so gewiß hätte ich es nicht suchen näher kennen zu lernen, wenn ich nicht durch obigen Fremdling wäre dazu veranlaßt worden.

Inzwischen kann ich nicht sagen, daß ich so ganz eines bessern wäre belehrt worden. Es kommt gar sehr darauf an, wie, wen, wann und wie lange man beobachtet, um richtige Urtheile über eine Sache zu fällen. Der enthusiastische Verehrer des schönen Geschlechts wird sich eben so sehr und eben so oft in seinen Urtheilen täuschen, als der Unglückliche, der es nur zu unsrerer Qual erschaffen hält; der glücklich Liebende wird eben so leicht falsche Resultate aus seinen richtig geträumten Wahrnehmungen ziehen, als derjenige, der so eben erst die

schmerzliche Entdeckung gemacht hat, daß er eine Zeitlang der Spielball eines Mädchens war, von dem er sich geliebt glaubte und in welchem jeder seiner Gedanken sich konzentrierte. Der lebhafteste, feurige, sanguinische Jüngling wird sich nie in einem Zirkel von Mädchen gefallen, die mit dem Ernst einer sechszigjährigen Matrone jede Auswahl von munterer Laune in die acht zu erklären scheinen und so umgekehrt. Und gewiß, mein Gewährsmann war unter eine dieser Rubriken zu zählen, denn ich konnte mich da im mindesten nicht ergötzen, wo er in Vergnügen schwamm. Ubrigens hat natürlicherweise der Umstand auch viel beigetragen, daß ich fremd war, denn gegen Fremde eben so offenerzig, so ungezwungen zu seyn, als gegen Bekannte wäre so unklug, als auffallend. Ich will daher den schönen Nürnbergerinnen weder sagen, ob sie mir gefallen, noch, ob sie mir mißfallen haben. Im Grund mag es ihnen freilich einerlei seyn, allein ich kann mich hieran nicht kehren, sondern muß meinem einmal gefaßten Vorsatz, unpartheiisch und nach meiner Ueberzeugung zu reden, getreu bleiben.

Vielleicht ist diesen Blättern das Blut vorbehalten, irgend einer von ihnen in die Hände zu fallen und da werden sie sich wenigstens überzeugen, daß ich weiter gar nichts sagen wollte, als unge-

wissen Beobachtungen Gehör zu geben. Mich sollte es übrigens herzlich freuen, wenn sie mir die Ehre erwiesen, mich zu lesen; denn es fände sich vielleicht doch eine und die andere, die mir Glauben beizumäße, wenn ich sagte, daß ihrer Gesundheit, Gestalt und Bestimmung nichts so sehr entgegenarbeitet, als die verderblichen Schnürbrüste. In Wahrheit, meine Schönen! Sie werden, wenn Sie dieses Fragment weiter oben nachlesen wollen, finden, daß ich auch ein Mädchen, Lotte mit Namen, kenne. Dieses Mädchen nun trägt nie im ganzen Jahre eine Schnürbrust und ist so schlank, so gewandt, so gesund, so ungezwungen, so liebenswürdig dabei, als ich noch nie eine mit einer Schnürbrust bepanzert, gesehen habe. Glauben Sie mir dieß auf mein Wort, sie dürfen es, denn ich lüge nicht und sollten Sie, all meiner Versicherung ungeachtet, doch noch Bedenken tragen, einem Unbekannten Ihr Zutrauen zu schenken, so will ich Sie an einen Mann verweisen, den Sie alle kennen und der Ihnen, wenn es Ihnen Ernst ist, weit besser, als ich es konnte, erklären wird, welch grosser Gefahr Sie Ihre zarten Körper durch den Gebrauch der Schnürbrüste aussetzen. Dieser Mann ist der in Nürnberg wohnende geschickte Arzt Wittwer.

Daß ich, mein Freund, durch diese Wendung meines Briefes Ihnen Vollmacht gebe, Gebrauch

mit meinen Nachrichten zu machen, wie Sie wollen, wird Ihnen merklich seyn. Lassen Sie, wie Ihr gestern erhaltenes Blättgen wünscht, sie drucken, mir ist es ganz einerlei, wiewohl ich nicht absehe, warum Sie dieß von mir verlangen, da meine Bemerkungen weder so neu, noch so scharfsinnig sind, um dieser Ehre würdig zu seyn. Ich gehorchte Ihrem Verlangen, einige davon für Sie aufzuzeichnen, ohne nur den Gedanken zu haben, daß Sie eine andere Absicht darunter verbergen könnten. Sie mögen es übrigens beantworten, wenn irgend ein Rezensent offenherzig genug ist, Ihrem Geschmaç ein zweideutiges Kompliment zu machen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen aber auch sagen, daß ich mich nur falsch ausgedrückt habe, wenn ich, wie Sie mir melden, erklärt habe, Wasner habe in Sulzbach dem menschlichen Puls einen Stillstand auferlegt. Ich weiß gar wohl, daß man dieß ohne Hexerei zu thun fähig ist, aber nicht alle Pulse auf einmal und auch einzelne nicht lange; in meinem Briefe sollte es heißen: die menschlichen Pulse, im Plural nämlich, und da kömmt freilich ein anderer Sinn heraus.

Die Postwagen kehren, wahrscheinlich weil die Stadt so bald geschlossen und so spät geöffnet

wird, in der Börder Vorstadt in dem Gasthof zum Mondschein ein, wohin gewöhnlich ein Postoffiziant kömmt, der die Passagiers aufzeichnet, so daß man nicht nöthig hat, deswegen in das weit entlegene Posthaus zu gehen. Man ist ganz gut in diesem Gasthof bewirthe und kann, wiewohl es nicht gerade wohlfeil ist, doch auch nicht mit Recht über Theuerung klagen.

Während meines Aufenthaltes in diesem Hause, wo fast in jeder Stunde Postwagen und Fremde ankommen, hatt' ich Gelegenheit genug, mich zu unterhalten. Hauptsächlich zog ich aus dem Umgang mit einigen artigen Franzosen gar manches Vergnügen, die, wie Sie wissen, auf ihren deutschen Reisen übel genug daran sind, weil sie selten eine andere Sprache verstehen, als die ihrige und daher überaus vergnügt sind, so bald sie Jemand finden, bei dem sie sich über ein anhaltendes Stillschweigen erholen können. Es ist zwar heut zu Tage wirklich etwas seltenes, unter acht bis zehn Menschen mittleren Standes nicht wenigstens einen oder ein paar zu finden, die jene galante Sprache mindestens radebrächen können und dieß ist dem nachsichtsvollen Franzmann schon genug, ein Gespräch anzuknüpfen. Dießmal aber, erzählte mir einer von ihnen, habe sich dieser Umstand nicht bewähret gefunden und er deswegen das Mißvergnü-

gen gehabt, entweder schlafen, oder sich mit sich selbst unterhalten müssen.

Ich machte ihm den Einwurf, daß es uns Deutschen noch schlimmer gehe, wenn wir Frankreich durchreisen, ohne der Sprache dieses Landes kundig zu seyn, weil wir gar niemand finden, dem wir uns verständlich machen können; ich halte daher, fügte ich hinzu, für nöthig, daß man, will man ein fremdes Land sehen und seine Einwohner, sei es nun, aus welcher Ursache es wolle, kennen lernen, vorerst die Sprache desselben, ein bißchen wenigstens, verstehen lerne. Er gab mir zum Theil recht und versicherte mich dabei, daß er das Deutsche nicht nur so ziemlich verstehe, sondern auch ein wenig spreche, wovon er mir gleich ganz artige Beweise gab, allein er habe das Mißvergnügen gehabt, sehen zu müssen, daß man ihm, statt seine Fehler zu verbessern, ins Angesicht gelacht und ihn dadurch genöthigt habe, lieber ganz stille zu seyn. Ich erröthete für meine Landsleute, als er mir dieses sagte, denn leider wußt' ich zu gut, daß er recht hatte. Und in der That, es ist räthselhaft, daß der ernsthaftere Deutsche kleingeistlich genug ist, über Fehler sein Gespött zu treiben, wo der lebhaftere, flüchtigere Franzmann mit der größten Aufmerksamkeit und Schonung zu helfen sucht. Oft schon hat man uns diese Unart vorgeworfen, wir selbst tadeln uns dar-

über und doch legen wir sie nicht ab, welches uns gewiß keine Ehre macht und die Begriffe, die man durch ein solches Betragen von uns schöpft, ganz zu unserm Nachtheil formt.

Freilich müssen diese Unarten nur auf Rechnung der geringern Menschenklasse gesetzt werden, allein auch unter diesen findet man bei den Franzosen unter ähnlichen Umständen einen Ernst, der uns beschämt, wiewohl wir ihnen dadurch, daß alles ihre Sprache lernt, was einige Erziehung genießt, Beweise genug geben, wie sehr wir von einer andern Seite Lob von ihnen verdienen, da es heutzutage noch so ziemlich zu den Seltenheiten gehört, wenn sich einer von ihnen die Mühe giebt, deutsch zu lernen.

Ohne Zweifel beweisen wir aber gerade durch diesen Umstand, wie affenartig die Menschen dieseits des Rheins sind. Ihre Ehre scheinen sie daren zu legen, daß sie nachahmen und durch Adoption der Schwachheiten anderer Nationen ihrer eigenen Tugenden einen Firniß überkleben, der sie vor Fremden und Einheimischen lächerlich macht. Ist je einer von uns in Frankreich gewesen, so wird er die Einwohner dieses Landes auf allen Strassen seiner deutschen Vaterstadt wieder finden, aber gewiß nur in der Travestirung, oder den Franzosen, eh' er dreißig Jahre alt ist. Ich sage letzteres aus dem Grund, weil

weil man es als ausgemachte Wahrheit annehmen kann, daß der Franzmann vor diesem Altar größte Theils ein Gef., nach demselben aber der liebenswürdigste Mensch von der Welt ist. Unsere jungen Elegans sehen das Land der Franken, lesen, oder hören von ihm, lassen sich etwas von ihren Gebräuchen, Moden und Sitten erzählen, plötzlich ist der Gedanke reif, ihre Natur zu verläugnen und auch ein Franzmann zu werden. Was ahmen sie nun nach? Höflichkeit, Artigkeit, Anmuth, natürliche Gewandtheit, Feinheit in den Sitten? O mein Gott, wenn dieß wäre. Aber sie haben ja nur auf den Schnitt ihrer Kleider, auf die Art, wie die Haare gekräuselt sind und darauf acht gegeben, was die jungen Pfastertreter für Gewohnheiten haben. Der solidere Franzose ist nicht von ihnen bemerkt worden und so werden sie in kurzer Zeit mehr, oder minder, was jener possierliche deutsche Graf in Rozebue's Kind der Liebe ist, Geschöpfchen, die sich überall lächerlich machen, ihre gut erlernte Muttersprache entweder gar nicht sprechen, oder vorsätzlich radebrechen, um zeigen zu können, daß sie den bon ton kennen und für ihre witzigen Einfälle nur Worte in der französischen Sprache finden, die sie nun unwillkürlich schinden, während sie die ihres Vaterlandes vorsätzlich verläugnet haben. So laufen viele deutsche Sprößlinge auf  
 ztes Bändchen. J deut

deutschem Grund und Boden herum und glücklich genug, wenn sie wie der Franzose ihre Narrheiten bei reisern Jahren ablegen; aber hierinn liegt eben das Elend und ihr Vorzug vor jenen, daß sie ihre Ubernheiten durch alle Perioden ihres Lebens schleppen und sie entweder zu spät erkennen, oder gar mit in das Grab nehmen.

Daß sich aber die angebohrne Natur bei allem dem nicht so leicht verwischen und durch eine andere ersetzen lasse, beweiset die Gewohnheit des Deutschen so wie des Franzosen, daß jener nämlich, will er einen leichten, närrischen windbeutelhaften Springsfeld schildern, immer einen jungen Franzosen zum Original nimmt, dahingegen dieser einen deutschen Edelmann wählt, sobald er einen plumpen, linken, tölpelhaften Gegenstand nöthig hat, der Gelächter erregen und die übrigen unterhalten soll.

Ich sprach über diese Dinge mit einem der angekommenen Franzmänner und in der That er gab mir bis auf den Umstand recht, daß sehr wenige Franzosen deutsch lernen. Recht viele meinte er, thun es igt und geschehe es noch nicht so allgemein, als es seyn könnte, so wäre die Ursache nur die, daß der Franzose bei weitem weniger reise, als der Deutsche und daß die Sprache des letztern immer noch nicht ausgebildet genug, daß es noch nicht einmal entschieden wäre, welche Mundart die beste

und richtigste sei. Ganz unrecht hatte er nun nicht, allein die eigentliche Ursache liegt doch immer in ihrem zu grossen Egoismus, in der Ueberzeugung, keine Sprache, sei schöner und unentbehrlicher, als die ihrige; rede man diese, so dürfe man ket sonst keine verstehen, niemand werde sich einfallen lassen, den der Unwissenheit zu zeihen, der unter allen lebenden Sprachen nur die französische zu sprechen wisse u. s. w. Doch dieß sind Vergehungen, deren sich manche andere Nation, die Engländer zum Beispiel, ebenfalls zu Schulden kommen lassen und verzeiglich um des Patriotismus willen, der einigermassen daraus hervorblickt.

Eh' ich meinen Brief, der ein bißchen lang zu werden beginnt, schliesse, muß ich Ihnen noch sagen, daß unser Wirth nichts weniger als galant gegen das schöne Geschlecht zu seyn scheint; wenigstens hat er es so ziemlich durch einen Umstand bewiesen, der ihn ein wenig verdächtig macht. Den Abend vor meiner Abreise kam nämlich ein Mädchen mit einem Postwagen an, das gleich uns bei ihm übernachten wollte. Schön war sie nicht, aber auch gar nicht häßlich und durfte daher wohl Anspruch auf einige Aufmerksamkeit machen. Einer der Franzosen vergaß auch nicht, ihr einige artige Sachen zu sagen, allein da sie unglücklicherweise nicht antwortete, denn sie verstand seine Sprache nicht, so hörte

die Unterhaltung gar bald wieder auf und das gute Mädchen mußte warten, bis einer ihrer Landsleute höflich genug war, sich mit ihr zu beschäftigen. Dieß that nun über Tische der Wirth, neben dem sie saß und nach ihm noch ein paar andere mit mir. Das Mädchen schien anfänglich vermuthlich aus Sparsamkeit nicht in Gesellschaft speisen und mit etwas geringerm sich begnügen zu wollen, allein der Wirth nöthigte sie an die Tafel, wo er ihr nach Schuldigkeit vorlegte, so lange sie essen mochte. Den andern Morgen fragte sie nach ihrer Zeche und diese war nicht geringer und nicht stärker, als die jedes andern. Sie bezahlte sie mit Trauern, wie mir schien, und mochte wohl dabei den Entschluß gefaßt haben, sich künftig von keinem Wirth mehr zur Tafel nöthigen zu lassen. Dies aber war noch lange nicht der größte Verstoß gegen die Galanterie, denn einer der Reisenden versicherte mich den andern Morgen, daß er ihr bei weitem das schlechteste Zimmer, oder vielmehr eine armselige Kammer zum Schlafen angewiesen hatte, in die hineinzugehen, ihm, wie er gewiß glaubte, nur der Umstand Erlaubniß verschafft habe, daß das arme Mädchen von zu grosser Furcht geplagt und daher bestimmt worden sei, sich irgend einem Schutzgeist anzuvertrauen. — Wie konnte sich nun Herr Sommer — dieß der Name des Gastgebers — so weit ver-

gessen und uns übrigen recht gute Betten und Zimmer geben, während er einem armen, hülflosen und furchtsamen Mädchen zumuthete, mit einem Ruheplatz vorlieb zu nehmen, der, wie mir der Fremde sagte, nur für Verstorbene schien gemacht zu seyn. Er allein ist nun Ursache, wenn das unschuldige Kind sich lange nicht mehr von dem Andenken an diese düstre Kammer befreien und vielleicht — vielleicht — o Wirth! Wirth! was stiftet ihr nicht all für Unheil an. — —

Ad vocem Wirth muß ich Ihnen noch sagen, daß, sind Sie Liebhaber von Kapauern, Sie nur nach Steinwiesen, einer auf der Route über Bamberg liegenden Station reisen und versichert seyn dürfen, keinen andern Braten zu bekommen. Es ist unglaublich, woher der Mann alle seine Kapauern kriegt, denn man sieht in seinem ganzen Hofe keinen einzigen, aber komme man bei ihm an, wann und in welcher Jahreszeit man will, auf die Frage: Herr Posthalter: haben Sie etwas zu essen, wird unfehlbar die Antwort folgen: einen delikaten Kapauernbraten.

Und nun leben Sie wohl, küssen Sie in meinem Namen Ihr liebes Weibchen und vergessen Sie nicht, die Innlage sogleich an meine Botte zu über-

fenden. So wie ich in Berlin bin, sollen Sie wieder etwas hören von

Ihrem

\* \* \* \*

---

## Versuch

über die moralischen Wirkungen des Donners auf den Menschen und über einen merkwürdigen Blitzstrahl.

Aus dem franz. des Johann Lanteires; Professors in Lausanne.

**W**arum giebt es keine Naturerscheinung, die mehr, als der Donner zugleich und beinahe im nämlichen Grade die Aufmerksamkeit des Weltmannes, des geringern Mannes, des Unterrichteten und des Unwissenden auf sich gezogen, die ihnen grössere Furcht eingeößt und sie alle nach Verhältnis ihrer Verstandeskräfte in mehr falsche Muthmassungen und Irrthümer bei Untersuchung seiner Ursache und bei Erklärung seiner Wirkungen gestürzt hat?

Vielleicht, sagt unser Autor, weil alle vom übermüthigsten Despoten \*) an, bis zum gering-

\*) Man weiß, wie sehr Eiberius und Caligula den Donner fürchteten und daß sie, so wie sie ihn hörten, in die tiefsten Orter, die sie finden konnten, sich versteckten.

sten Schäfer in der Furcht schweben, davon getroffen zu werden; weil diese drohende und furchtbare Sprache der Natur nicht nur in das Herz des rechtschaffenen und gefühlvollen Mannes, sondern auch in jenes dringt, das nur zu oft verhärtet, zu oft für andere Eindrücke verschlossen ist, in jenes das durch die Vorurtheile der Geburt, der Macht und Reichthümer über seines gleichen erhabenen Weltmannes; weil ihm diese furchtbare Stimme zu allen Zeiten verkündigt hat, daß sich die Menschen von Natur alle gleich sind.

Weil der geringere Mensch, der überhaupt weniger Werth in seine Existenz setzt, als der Bornehmere in die Seinige, der aus dieser Ursache vielleicht nicht so sehr von Furcht über diese schreckliche Erscheinung gepakt wird, als jener, nichts destoweniger einen längern Eindruck davon spürt, indem heftige Leidenschaften, Ströme von Vergnügen, ein unersättlicher Durst nach Ehre und Reichthümer, ihn nicht so oft, wie jenen von dem tiefen und heilsamen Nachdenken ablenkt, das ein solches Phänomen in allen Menschen erweckt.

Weil diese grosse und fürchterliche Wirkung der Natur dem unterrichteten Mann Wahrnehmungen von der größten Wichtigkeit darbietet, weil sie sich ihm mit all der Majestät, die sie begleitet, entgegenstellt und weil er selbst einsieht,

daß sie nicht statt hat, ohne den Menschen der größten Gefahr auszusetzen.

Weil vielleicht die Liebe zum Wunderbaren, die gewöhnlich den Unwissenden beherrscht, seine erkorbenen Sinne aufweckt, ihn aus seinem Erstarren herausbringt und auf einen Augenblick seiner Seele eine Art von Kraft und Thätigkeit verleiht, deren Eindruck sich nicht so bald wieder verwischt und weil sich sein, von dieser eben so prächtigen, als schaudererregenden Erscheinung gerührter Geist durch eine Folge des engen Kreis, wovon seine Begriffe umgeben sind, oft damit beschäftigt.

Wenn endlich der unterrichtete Mensch und der, welcher in Unwissenheit vegetirt, in verschiedene Irthümer gerathen sind, so bald sie sich mit einem so wichtigen, so schwer zu fassenden Gegenstand beschäftigen, indem jener Kühne scharfsinnige irrige Systeme baut und dieser sich der tyrannischen Macht des Aberglaubens und dem Hang zum Wunderbaren, denen er unterworfen, gerne unterworfen ist, nicht entzieht, so kommt dies, man muß es gesehen, daher, daß die Natur ihre Geheimnisse nur einer sehr kleinen Anzahl, als den Newtonen, Buffonen u. s. w. entschleiert und weil nichts desto weniger die Eigenliebe alle Menschen verleitet, auf dieses nämliche Vorrecht Anspruch zu machen.

Nach der Meinung einiger Personen aus der niedern Volksklasse ist der durch einen Blitzstral verursachte Tod eine Wirkung des Fluchs, oder wenigstens eine Strafe Gottes.

Diese abergläubischen Begriffe sind, sagt unser Autor, sehr alt. Man findet sie zum Theil bei den Griechen, man sieht sie unter den Römern sich ausbreiten, bei denen es Blitze von schlimmer Vorbedeutung gab, die man durch religiöse Ceremonien abwenden konnte und andere, deren Folgen durch kein Veröhnungsoffer zu entgehen war.

Man reinigte die Orter, wo der Blitz hingefallen war, man heiligte sie durch das Opfer eines Schafes; die Bäume aber durch das eines unter der Asche gebakenen Kuchens. Man gieng so gar so weit, daß man glaubte, der Donner wäre von guter Vorbedeutung, wenn man ihn von der rechten Seite hörte, von übler, so bald dies von der linken geschähe. Die vom Blitz getroffenen Orter wurden heilig gehalten. Im allgemeinen betrachtete man endlich alle die, welche durch dieses Meteor umkamen, für Verbrecher und Religionsspötter, die der Himmel gezüchtigt habe. \*) Nach Plinius

\*) Diese Begriffe sind denen ähnlich, die sie sich vom Donner-Gott, vom Jupiter dem Donnerschleuderer machten. Man findet noch Wilde, die glauben, der Donner sei Gottes Stimme, der Blitz verkündige

war es sogar nicht einmal erlaubt, ihre Körper zu verbrennen, man durfte sie nur in die Erde scharren. Bei ihnen waren diese Ideen, wie bei uns; eine übelangewandte Folgerung aus der Lehre der Vorsehung, welche durch die, oft mit Absichten verknüpfte, Lehre der Priester noch mehr Gewicht bekommt.

Das Volk aus diesem Lande empfängt sie, ohne es vielleicht zu muthmaßen, von seinen römisch-katholischen Vorfahren, bei denen es die höchste Stufe von Unglück, die Quelle der Verzweiflung war, ohne Reichte zu sterben, weil man — nach der Priester-Meinung — dann keine Hoffnung zur Güte Gottes mehr habe und unabänderlich zu ewigen Qualen vorbehalten sei. Diese Lehre hat sich inzwischen verlohren, aber die Fäden, die sie über das menschliche Herz gezogen hat, existiren noch, weil sie die Vernunft nicht schnell zerstört. Furchtsam, mit gesenktem Haupt und langsamen Schritten geht diese einher und richtet sich nur in unmerklichen Graden wieder in die Höhe; ihre Stimme wird sich einst schon erheben!

Die Begriffe und Definitionen, die man dem Volke aus den verehrlichsten Gesichtspunkten giebt, widersprechen sich zuweilen, oder haben ganz ande-

seinen Zorn und er kämpfe; wenn der Wetterstrahl fällt.

re Wirkungen auf sein Gemüth, als man erwartet.

Man sagt ihm, daß sich Gott des Donnerstrahls bediene, um den Ruchlosen von seinem Daseyn, das dieser bezweifelt, zu überzeugen und um Schrecken in die Seele des Bösewichts zu jagen, daß er mit der einen Hand den Donner hätte und mit der andern die Felder begieße und sich wechselsweise bald als Richter, bald als Vater zeige. Man sagt ihm:

Der Donner, o Sterbliche! rollt. Wer erzeugt dieses drohende Krachen? Wer läßt den Blitz aus der Wolke hervor schlängeln? Sieh, Sünder! es ist der Arm des Allerhöchsten, der den Donnerstrahl schleudert. Der Ewige wirkt von der Höhe seines Thrones zornige Blicke auf uns und wir sehen bei dem Schein des Blitzes das Grab unter unsern Schritten sich öffnen.

Laß deine Seele, o Christ! die Majestät deines Gottes nicht erschrecken, wenn er sich auf Gewitterschwängere Wolken lagert und seine Blitze um sich herschleudert. Wenn das heftige Donnergebrüll den Nichtswürdigen mit Schrecken erfüllt, so wacht dein Gott über dir und schützt dich vor den Strahlen des Blitzes.

Man sagt und wiederholt nichts desto weniger, daß der Hagel, der Donner und die Gewitter ei-

ne grosse Wolthat Gottes sind, daß vernünftige Menschen sie als Begebenheiten ansehen sollen, die uns weit eher zur Erkenntlichkeit hinreissen, als in Schrecken setzen sollen, denn die Luft wird durch sie von einer Menge schädlicher Ausdünstungen gereinigt. Der Rechtschaffene hört den Donner brüllen ohne zu erbleichen, sagt man zu dem Jüngling; den nämlichen Tag aber bricht ein Gewitter aus und er sieht seinen guten und tugendhaften Vater erblassen. Täglich hört er, daß der Bösewicht den schrecklichen Wirkungen dieser Lusterscheinung nicht mehr ausgesetzt ist, als der Widemann. Man hat ihm gesagt: grosse Städte seien der Aufenthalt der Laster und Verbrechen und er lieft in dem Kalender, daß unter 750000 während dreissig Jahren zu London gestorbenen Personen nur zwei vom Blitz Erschlagene waren. Diese verschiedene Behauptungen, größtentheils erhabene Wahrheiten, hindern inzwischen, wagen wir, es zu sagen, gar sehr die Ausbreitung richtiger Naturkenntnisse bei dem Volke. —

Gewitter sind in der Schweiz häufiger, als in andern wärmern Ländern und ihre Verwüstungen sind häufig daselbst.

Diese Betrachtungen, verknüpft mit der heissen Begierde, nützlich zu seyn, von der man immer bei dem Studium der Naturgesetze, bei der Unter-

suchung aller Wissenschaften, deren Fortschritte dem Glück des Menschen beförderlich sind, durchdrungen seyn sollte, diese Betrachtungen, sag' ich, sind Beweggründe, die, wie mich dünkt, unsere Naturforscher aufrufen, die Gelegenheit nicht zu versäumen, die Ursache die Natur und die Wirkungen des Donners zu ergründen.

Sollte nicht das Hauptaugenmerk ihrer Untersuchungen darauf hinausgehen; 1) neue Mittel aufzusuchen, die Wetterableiter zu vervollkommenen 2) neue Aufschlüsse über die Hilfsmittel zu finden, die man bei den vom Blitz getroffenen Personen anwenden könnte und die Fälle besser kennen zu lernen, in welchen man sie versuchen sollte 3) sich immer mehr zu überzeugen, ob, wie wir schon so sehr zu glauben berechtigt sind, eine vollkommene Gleichheit — Identität — zwischen der elektrischen Materie und der des Donners statt habe, eine Gewissheit, die aus manchem Gesichtspunkt die Grenzen der Physik sehr ausdehnen würde \*); 4) die Mittel zu kennen, die sich darbieten würden,

\*) Ich zweifle gar nicht an der Wahrheit der Identität der Blizmaterie und der der Elektrizität. Gewiß kein guter Physiker setzt den mindesten Zweifel herein. Die Anwendungen bieten, es ist nicht zu läugnen, oft Schwierigkeiten dar, aber das Prinzipium ist nicht zu bezweifeln.

um das zu vermeiden, was den Gang des Blitzes in die Oerter leiten, oder bestimmen kann, wo am meisten zu befürchten ist, daß er hinfalle \*); endlich 5) neue Kenntnisse, neue Gewissheiten über die Ursache zu erlangen, die diese seltsame Lustererscheinung hervorbringt \*\*) und folglich Aufschlüsse und genugsame Waffen zu finden, die irrigen Systeme zu widerlegen.

Herr Lomteires meint, daß das Phänomen worüber er gleich selbst reden wird, den Naturforschern interessante Bemerkungen in Betreff des einen, oder des andern dieser Objekte darbieten wird.

Den 5 Mai 1789 fiel der Blitz von der Nordwestseite des Weilers Desplanches, nahe bei dem

\*) Ich halte dafür, das Generalprinzip dieser Mittel sei, sich von den unvollkommenen, oder abgerissenen Blitzleitern, die höher sind, als wir zu entfernen. Daher muß man sich auf dem Felde von den Bäumen, in den Häusern vom Thür oder Fenstereschloß, das über unser Haupt hinausgeht und über unsern Rücken sich endet, entfernt halten. Die Mitte eines Zimmers ist, wenn kein an einer Kette, oder einer metallenen Stange hängender Kronleuchter da ist, der sicherste Platz. Auf dem freien Feld kann der, der sich aus Furcht vor dem Donner in einen Graben legt, beinahe gewiß seyn, daß er ihn nicht trifft.

\*\*) Der Ursprung ist sehr wol bekannt, aber die Anwendung könnte vervollkommnet werden.

Dorfe: Geard -- Mont -- eine Meile von Lausanne und schlug die zwanzigjährige Tochter eines gewissen Bellet, die ihrem auf dem Felde säenden Vater eine Egge brachte, todt zur Erde.

Den andern Tag gieng ich, von einem Freunde begleitet, der, wo nicht ein guter Naturkennner, doch wenigstens ein guter und kluger Beobachter war, hinaus an den Ort, wo das Mädchen erschlagen wurde. Dieser bestand aus zwei natürlichen Terrassen, davon die unterste 40 -- 50 Schritte in die Breite haben kann. Am Ende dieser letztern, an dem Abhang, der sie mit der Erdsfläche vereinigt, erhebt sich ein grosser, wilder Birnbaum; ein schmaler Weg zieht sich am Fuß dieser Terrasse hin.

Man fand die junge Bellet mitten im Weg, todt, ganz nackt und das Gesicht gen Himmel gekehrt. Alle ihre Kleidungsstücke waren zerrissen und hin und her zerstreut, einige Theile davon waren sogar eine Höhe von ohngefehr 60 Fuß gekommen. Man bemerkte an ihrem Körper keine andere Spur des Blitzes, als eine Verletzung des Brustbeines, die etwa 11 Linien lang und 5 breit war. Die Wunde war von natürlicher Farbe und der Theil des entblößten Beines eben so weiß, als er es gewesen wäre, wenn man die Wunde mit einem Messer gemacht hätte.

Einige Haare am Vorderhaupt waren weggerissen. Die Egge, die sie bei sich hatte, war 4 oder 5 Schritte von ihr entfernt und hatte keinen Schaden erlitten.

Ein junger Mensch, der etwa 30 Schritte weiter war, als der Blitz sie erschlug, erhielt eine Erschütterung am Bein, das einige Tage geschwollen war, und ihm Schmerz verursachte.

Der Vater Bellet säte in dem Aker, an dessen Ende der Donner fiel, er war ohngefehr 85 Klafter weit von seiner Tochter und konnte sie der Lage des Erdreichs wegen noch nicht sehen. Er empfand keine Erschütterung.

Der Blitz hatte ohngefehr ein Drittel unter dem Gipfel des Birnbaum hineingeschlagen; sein Gang war durch Ritze längs einem Ast auf der Nordseite bezeichnet, welche sich bis zu einer Krümmung erstreckte, die dieser bildet, um sich mit den Stamm zu vereinigen.

An der Stelle, wo der Blitzstrahl den Baum anfangs erreicht zu haben schien und da, wo er ihn verließ, sah man nicht nur einen grössern Riß, eine stärkere Abschälung, als anderwärts, sondern es war auch einiges Holz weggerissen.

Unter der Krümmung, die der Ast bildet, war ein Loch in der Erde anderthalb Fuß von dem

dem Rand der Terrasse, drei Zoll im Durchmesser und ohngefähr zwei Schuh tief, auf dem Grund lag flüssiger Koth. Am Fuß des Baumes und der Terrasse, nahe an dem Platz, wo das Mädchen gefunden wurde und etwa drei und einen halben Fuß vom Stamm war eine Grube von zwei bis drei Schuh im Durchschnitt, wo die Erde schien aufgewühlt und weggebracht zu seyn und auf deren Grund ein, dem vorhin genannten ähnlicher, Unflath war.

Um das Loch am Birnbaum herum waren mehrere Kleidungsstücke des Mädchens zerstreut. Selbst von ihren Haaren; Sein Wämögen hatte auf beiden Seiten eiserne Hasten, die weder geschmolzen, noch im mindesten verfehrt waren, obgleich das Mädchen an der Stelle getroffen wurde, wo diese zusammenlaufen.

Weder an dem Baum noch am Mädchen sah man Spuren von Feuer.

Ich habe behaupten hören, daß der Blitzschlag von untenherauf kam, welches die in die Höhe getriebenen Kleider zu bestätigen schienen; die Bauern selbst, die um mich herumstanden, als ich den Platz untersuchte, bekräftigten es alle, bis auf einen Greis, der, wie ich selbst in der Folge muthmaßte, dafür hielt, daß die Blizmaterie auf den Baum, von da in das obere Loch unter der Krümmung, ztes Bändchen.

K

die der Art macht, gefallen sei, daß sie an dem untern Theil der Terrasse sich hingezogen und, nachdem die untere Grube gemacht war, ihre Richtung wieder in die Höhe genommen habe \*).

Auf diese Auseinandersetzung folgen Wahrnehmungen und Zweifel über die Richtung und Wirkungen des Blitzes bei dem nämlichen Vorfall. Wir wollen einen Theil davon anführen.

Vors erste will ich bemerken, fährt unser Verfasser fort, daß, wenn man sich auf den Bellet verlassen darf, die Art über die Nähe, oder Entfernung des Donners zu urtheilen, wie sie von dem größten Theil der Naturforscher angegeben ist, mir nicht gegründet genug zu seyn scheint. Dieser Mann war nur 85 Klafter von dem Baum entfernt, auf den der Blitz fiel und doch hatte er, eh er noch den Donner hörte, Zeit genug, die Wirkung des Blitzes zu untersuchen, der ihm die Oberfläche der verarbeiteten Erde aufzuwühlen schien, er hatte Zeit, mehrere Betrachtungen über das Phenomen, das sich ihm zeigte, anzustellen, er hatte Zeit, Muthmaßungen aufsteigen zu lassen

\*) Ich kann nicht glauben, daß die Blitzmaterie bis auf die Erde sich herunterziehe, um dann wieder in die Höhe zu steigen. Man hat weder Beobachtungen, noch eine Theorie, die solche angenommene Sätze begünstigen.

und sich über den Platz zu beunruhigen, wo der Blitzstrahl hinfallen würde und erst nach dieser Zeit, da endlich das Geräusch zu seinen Ohren drang, drehte er sich nach der Gegend hin, wo der Blitz eingeschlagen hatte, dann erst erblickte er die über den Baum hingetriebenen Kleider seiner Tochter, die er für vom Blitz weggenommene Erde hielt.

Von der Erscheinung des Blitzes an bis zu dem Augenblick, da der Donner krachte, wenigstens, bis er ihn hörte, wäre, wie er glaubte, mehr, als eine halbe Minute verflossen. Gesezt, er hätte sich um mehr, als neun und zwanzig dreißig Theile einer Minute geirrt, so blieb doch noch eine Sekunde übrig, die in diesem Zwischenraum verflossen war, was, wenn wir 170 Klafter oder 1000 Fuß Entfernung auf die Sekunde, die vom Blitz an verfließt, rechnen, genau die Zeit doppelt ausmachen würde, die die Physiker zwischen der Erscheinung des Blitzes und dem Donner annehmen.

Hieraus würde folgen, daß die beinahe überall zum Sprüchwort gewordene Aeußerung des Seneca: nämlich: wer den Donner fürchtet, hat nichts zu fürchten, sehr unrichtig seyn würde \*).

\*) Die Aeußerung dieses bestürzten, erschrockenen Landmanns kann keine Fakta erschüttern, die die Theorie der Ausbreitung des Schalles klar an den Tag legen.

Der vom Blitz getroffene Birnbaum steht auf einer beträchtlichen Streke ganz allein. Der Blitz traf ihn nicht oder ließ wenigstens keine Spuren zurück außer zehn Schube unterhalb seines Gipfels. Folgt hieraus ein neuer Beweis, daß ein isolirter Baum eher, als die umliegenden Plätze vom Blitz getroffen werde? Kann man daraus schließen, daß, weil er den Gipfel dieses Baumes ganz und gar nicht beschädigt hat, der ihn auch nicht berührt habe? \*)

Alles, was man zugeben könnte, wenn man der Erzählung dieses Mannes blinden Glauben schenken wollte, wäre, daß ein doppelter Knall gewesen sei, davon der eine schwach, aber doch stark genug war, das Mädchen zu tödten und ein kleines Loch zu machen, der andere aber das groffe verursacht habe und von dem Landmann gehört worden sei.

\*) Das Faktum mit dem Baum, auf dem man keine Spuren von Feuer außer unterhalb seines Gipfels sah, ist in der That merkwürdig, doch aber nicht einzig.

Ein nahe an den Magazinen zu Parfleet in England gelegenes Gebäude war unterhalb seines Ableiters, womit es versehen war, getroffen. Man giebt vor, daß in diesem Fall in der Luft eine Wolke, oder ein Strich von leitenden Dünsten sei, der an dem berührten Theil sich endet und mit der Wolkenmasse zusammenhängt, welche den Behälter der Bligmaterie enthalten.

Die zwei äussersten Enden, woran der Blitz Spuren zurückgelassen hat, waren mehr beschädigt, als das Ubrige des Astes. Kann man hieraus den Schluß ziehen, daß die Blizmaterie in dem Augenblick dichter war, da sie den Baum erreichte und verließ, als, da sie auf dem Ast hinlief? \*)

Das Loch unter der Krümmung, die der Ast macht, schien nur zwei Fuß tief zu seyn, neigte sich nicht gegen die Oefnung, die sich am Fuß der Terrasse fand, sondern war ganz senkrecht. Unter den Landleuten, die mir folgten, waren einige, die vorgaben, daß dieses Loch schon lange vorher da gewesen sei. Inzwischen schien mir das, welches der Blitz am nämlichen Tag zu Cully gemacht hatte, diesem ganz ähnlich, nur mit dem Unterschied, daß jenes weit tiefer war. Darf man wohl mutmaßen, daß ein Theil der Blizmaterie sich zerstreut und in der Erde sein Gleichgewicht ganz friedlich wiedergefunden habe und daß der andere Theil, der von der Seite des untersten Loches weniger Widerstand fand und überdies nur einige Fuß zu durchlaufen, oder einige Leitungsmaterie von dieser Seite anzu-

\*) Die Blizmaterie leidet, so oft sie mitten auf ihrem Wege ihren Lauf ändert, einen Widerstand und dieser bringt das Absondern ihrer Theile hervor, wovon auch das beobachtete Faktum herrührt.

treffen Gelegenheit hatte, seinen Lauf dahin gerichtet habe und so mit Gewalt entronnen sei? \*)

Man erzählt uns Beispiele von Gewitterableitern, deren Stangen nicht tief genug in die Erde gingen; als diese der Blitz verließ, so fand er sein Gleichgewicht nicht wieder, entriß sich mit Heftigkeit, wühlte eine Art von Furchen in die Oberfläche der Erde, schleuderte Steine, oder andere Massen eine große Strecke weit und nahm dann seine Richtung in die Höhe \*\*).

Sind wir also nicht berechtigt, uns durch die Direction der Blitzmaterie, die dieses Mädchen getödtet hat, immer mehr zu überzeugen, daß es äußerst nothwendig sei, die Stangen eines Gewitterableiters so tief in die Erde zu machen, als es die Umstände erlauben? \*\*\*)

\*) Es ist wahrscheinlich, daß das Mädchen unterhalb des Loches war und daß das Fluidum senkrecht von seinem Körper in die Erde sich gezogen habe. Ubrigens nimmt das Fluidum immer den kürzesten Weg an dem Theil des unvollkommenen Ableiters, an dem es hinlaufen soll.

\*\*) Ich bin so frei, diesen Beispielen meinen Glauben zu versagen. Ich habe ähnliche Fälle mit vieler Aufmerksamkeit gesehen; der Blitz ist nicht zurückgekehrt, aber er hat andere Wege gefunden, auf welchen er seinen Lauf in der anfänglichen Richtung verfolgt hat.

\*\*\*) Die Ableitungsstangen müssen so weit, in die Erde gehen, bis sich eine dauernde Feuchtigkeit findet. Das

Weiter unten fragt Herr Comteires, ob die Wunde, die das Mädchen an der Brust empfangen hatte, beträchtlich genug war, um ihr auf der Stelle das Leben zu rauben. Diese Wunde, sagt er, hatte höchstens 11 Linien in die Länge, fünf in die Breite und etwa fünfhalb in die Tiefe. Sie war, wenn ich mich so ausdrücken darf, schön und frisch; ein kleiner Theil des Brustbeins war abgerissen. Sollte man nicht glauben, daß eine solche Wunde zu unbedeutend wäre, um einen so schnellen Tod zu verursachen? Sollte man nicht muthmaßen, daß ihn andere Umstände beschleunigt haben? Kunstverständigen, Physikern liegt es ob, darüber zu entscheiden. Inzwischen haben wir Beispiele, daß das Eindringen des Brustbeins leicht geheilt worden ist. Ambrosius Pare berichtet, daß er von dem König von Navarra abgeschickt wurde, um einen vor Melen von einer Flintenkugel am Brustbein verwundeten Edelmann zu verbinden, daß er dieses ganz eingedrückt fand und ihn demungeachtet gänzlich wieder hergestellt habe.

übrige ist unnöthig und es läßt sich gar keine Gemeinschaft der beiden Löcher auffuchen, weil sie nicht statt gehabt hat. Sobald die Vitzmaterie die Erde kothig gefunden hat, so hat sie sich dadurch in die Erdmasse hineingezogen und nichts konnte sie verleiten, aus einem Loch in das andere hinüberzugehen.

Man findet in verschiedenen Schriftstellern von Gewicht, unter andern im Galen mehrere Beispiele von Fällen, wo das Brustbein zum Theil und so gar so ganz zerstört war, daß man sich in der Nothwendigkeit sah, die durch den Krebs beschädigten Theile nach und nach herauszunehmen, und doch sind diese Kranken am Leben geblieben \*).

## W.

\*) Nicht die Wunde am Brustbein hat das Mädchen getödtet, sondern die Wirkung des Fluidums, das seinen Körper durchzogen und sein Leben an dem ersten Grund desselben angegriffen hat.

Der Abbe Fontana glaubt, daß die elektrische Materie die Reizbarkeit der animalischen Faser zerstört. Die vom Blitz erschlagene Thiere behalten nach ihrem Tode eine sonderbare Biegsamkeit, ihr Fleisch ist viel zarter, viel weicher.

Man hat keine Experimente über die Heilungsmethoden gemacht; inzwischen scheint es, daß die schicklichsten Mittel die seyn würden, welche man bei Ohnmachten anwendet, die ihre Entstehung von dem Dunkel des Kohlendampfs haben.

Vor einigen Jahren brachte man mir einen lebendigen Adler, den ich zum Ausstopfen für mein Cabinet bestimmte. Da nun sein Tod beschlossen war, so wollt' ich einen Versuch machen, ob dieser Vogel des Jupiters dem Donnerkeil widerstehen würde, den ihm die Pöcken in die Klauen geben. In dieser Absicht

ließ ich durch seinen Körper eine große Ladung elektrischer Materie gehen, die ich zum Kopf hinein und zu den Füßen hinaus leitete. Der Adler fiel unter dem Schlag und schien so ganz todt zu seyn, daß sein Kopf wie eine an einem Faden hängende Kugel über den Tisch herausbieng, auf den ich ihn gesetzt hatte. Aber dieß war nur eine Ohnmacht, denn plötzlich kam er mit einer solchen Kraft und Geschwindigkeit in das Leben zurück, daß er beinahe meinen ganzen Apparat zerbrochen hätte. Ich wiederholte den Versuch noch zweimal und immer mit dem nämlichen Erfolg.

Ich habe auch große Hühner durch elektrische Schläge in ähnliche Ohnmachten fallen und immer wieder in ihren vorigen Stand zurückkommen sehen.

Aus diesen und andern Faktis, die hier zu erzählen zu weitläufig wäre, schloß ich, daß man beiden vom Blitz erschlagenen Menschen die nämlichen Mittel gebrauchen könnte, der man sich gegen die Ohnmachten bedient.

Anmerkung des Herrn von Saussure.

---

**G e g e n s t ü c k**

zu den im ersten Hefte stehenden religiösen Märchen.

---

**I**n dem ersten Hefte dieser Bibliothek haben meine Leser einige Aufsätze gefunden, welche von religiösem Unsinn Beweise gaben. Ich habe bei der Bekanntmachung derselben gewiß keine verwerfliche Nebenabsicht gehabt. Dieß werde ich zum Theil durch diesen Artikel beweisen, den ich mit weit reinern Vergnügen mittheile, als jene abgeschmackte Kinderreien. Man weiß nun schon aus der Vorrede, welchen Einfluß jene religiöse Märchen auf gewisse Menschen gehabt haben und welches das Schicksal des ersten Heftes dieser Bibliothek gewesen ist. Möchten doch alle seine unberufene Verfolger die Ueberzeugung finden, daß ich das Lobenswerthe schätze und bekannt mache, wie und wo ich kann!

Herr Hofrath Zimmermann in Braunschweig ist mein Gewährsmann. In dem neunten Stück des ersten Jahrgangs seiner überaus guten geographischen Annalen sagt er in einer Note:

Bekanntlich hatte der berühmte, nur erst seit drei Jahren verstorbene Volksprediger Pater Rocco

sich des neapolitanischen Böbels völlig bemeisert. Er prägte diesem die Nothwendigkeit ein, dem heiligen Joseph, dem Pflegevater Christi, häufige Verehrung angedeihen zu lassen und erzählte dieserhalb folgende Geschichte: Ein grosser Bösewicht, sagte er, ein Dieb und Mörder, versäumte dennoch niemals, dem heiligen Joseph täglich ein ave Maria herzusagen. Er starb und seine Seele klopfte an die Thüre des Paradieses, um seinen Schutzheiligen aufzusuchen. Joseph kam und wollte ihn nun gerade zu ins Paradies führen. Allein der heilige Petrus schlug diesem Bösewicht wegen seiner ungeheuren Missethaten den Eingang ab. Der heilige Joseph wandte sich an Gott den Vater. Auch dieser schlug es ab. Joseph zeigte zwar die Nothwendigkeit, seinen Beschützten in den Himmel aufzunehmen, allein Gott der Vater war diesmal unbeweglich. Der heilige Joseph verlor nun die Geduld. Nun wolan, sagte er heftig, da ihr alle meinen Verehrer und Beschützten nicht aufnehmen wollt, so will ich meinen Sohn und meine Frau nehmen, sie beide mit mir fortführen und wir drei nebst meinem Beschützten, wollen einen neuen Himmel, ein neues Paradies auf unsere eigene Hand anderswo errichten! Dieß that dann, wie ihr denken könnt, so fort die erwünschte Wirkung. Gott der Vater gab nach und der beschützte Bösewicht ward sogleich eingelassen.“

Dies ein würdiges Gegenstück zu der Rosenkranzpredigt, die im ersten Hest dieser Bibliothek enthalten ist!

Welch ein Absprung, Welch ein Unterschied aber in den Meinungen dieses Pater Rocco und des würdigen tarentinischen Erzbischoffs Capececiatro. Man weiß, wie schwer der Aberglaube die Gegend drückt, wo dieser edle Mann lebt. Desto grösser ist die Hochachtung für ihn, mit der wir das anzeigen, was er für wahre Aufklärung, für geläutertes Christenthum gethan hat. Sein Hirtenbrief diene zum Beweis, wie wenig diejenigen Reisenden diese Länder kennen, welche uns Deutschen Italien ohne Kenntniß und Aufklärung, ohne mehrere vorzügliche Köpfe darzustellen suchen. Capececiatro ist ein heller, edler Prälat, dem wahre Gottesfurcht, wahre Erbauung seiner Gemeinde am Herzen liegt und der es sich angelegen seyn läßt, die Reinigkeit der christlichen Lehre in einem Lande zu behaupten, wo die Ränke der Mönche gerade alles anwenden, diesen wohlthätigen Grundsätzen entgegen zu arbeiten.

Die Art und Weise, wie man dem Volke Unterricht beizubringen sucht, steht in direktem Verhältniße mit dessen Wirkung auf Moralität und Verbesserung des Lebenswandels. Der würdige Prälat schreibt daher das stets zunehmende Sittever-

derbnis dortiger Länder jener platten, niedrigen Art zu, deren sich die Alltagsprediger bedienen, um durch elende, die Religion äusserst entehrende Armseligkeiten das Volk zur Aufmerksamkeit zu reizen, wovon das obenstehende Beispiel ein Muster abgeben mag.

„Lieben Brüder, heist es hierüber unter andern, die verdammliche Methode, Gottes Wort mit einer jener eindringenden Simplicität der Väter ganz entgegengesetzten Emphase und Stil vorzutragen, hat verursacht, daß dadurch unser Religionsunterricht und die Reinheit unsers heiligen Glaubens besetzt worden, anstatt das Herz der Menschen zu bessern. Es ist nur zu wahr, daß kein Theil der Erde mehr Predigten hört, als Italien und besonders das Königreich Neapel, welches stets eine grosse Reihe von Expositiven, Lobreden, vierzigstündigen und neuntägigen Gebeten und dergl. aufzuweisen hat, und dennoch geht die Nation stets in Vernachlässigung der öffentlichen und Privatpflichten weiter vorwärts.“

Wirklich, sagt Zimmermann, ist auch leider dieß der Erfahrung völlig gemäß, denn das Verderbniß der Diebereien und ähnliche Laster verwüsten dieses herrliche Königreich nur zu sehr!

Der Prälat erinnert ferner, daß er gleich beim Antritt seiner Würde nicht nur die Pfarrer ermahnt habe zum würdigen Kanzelvortrage, sondern er ha-

be sogar eine neue Professur der Beredsamkeit im Seminario zu Larent gestiftet, auch ihnen in eigener Person stets Beispiele hierzu gegeben. Dessen ungeachtet treten, sagt er, noch immer zu viele solche Geistliche auf, die ihr ganzes Wesen bloß in jene Ausstellungen des Allerheiligsten, in neuntägige Gebete u. s. w. setzen. Er wolle daher, es koste, was es wolle, wahre, christliche Erbauung, reine christliche Religion in seinem Kirchsprengel einführen, worüber er denn hauptsächlich folgende vortrefliche Gedanken äussert:

Wenn man mit Recht die Meinung der Enstatier verworfen hat, welche den Heiligen jede Art der Verehrung entziehen wollen, so muß man auf der andern Seite diejenigen noch weit mehr verdammen, die ihren ganzen Glauben auf die Protektion der Heiligen setzen, indem sie den Glaubigen versichern, daß sie ihr ganzes Heil in dem Hersagen einiger Gebetsformeln, oder ähnlicher Ceremonien zu suchen haben, da hierdurch die Reinigkeit unserer heiligen Religion leidet, so verbieten wir, fährt er weiter fort, izt ganz und gar alle solche Lobreden auf die Mutter Gottes und auf die Heiligen und im Fall man ja das Fest eines Heiligen begehen muß, so befehlen wir der Geistlichkeit, das Volk nur mit solchen Zügen aus dem Leben dieses Heiligen zu unterhalten, wodurch er sich besonders gut ausgezeich-

net hat, indem man die Maxime nie aus den Augen setzen muß, daß der Schutz eines Heiligen gar keinen Werth hat, wenn er nicht mit Gerechtigkeit und guten Thaten vereinbart ist.

Wie sehr wäre zu wünschen, schließt Herr Zimmermann, daß mehrere Bischöffe diesem vortreflichen Geistlichen zu Hülfe kämen und durch Unterdrückung des Aberglaubens und der Pfafferei jenen so dunkeln Ländern wahre Aufklärung gäben, und die Menschen durch Christumoral beglückten!

Ich stimme von ganzer Seele mit Herrn Zimmermann überein und füge seinem wohlgemeinten Wunsch den meinigen bei, daß nämlich alle katholische Fürsten von dem Geist besetzt seyn möchten, der den regierenden Herzog von Württemberg so vortrefliche Prediger für seine Hofkapelle wählen hieß, worunter ich nur einen *Werkmeister* nennen darf, um alles zu sagen, was meinen Satz beweisen kann! Wie bald würde es da anders in den Köpfen eines grossen Theils meiner katholischen Mitbrüder aussehen, wie bald würde man sich überzeugen, daß Mönchsgeist einem Land gerade das ist, was Betäubung einem einzelnen Menschen, was Finsterniß der physischen Natur!

Wir dürfen uns übrigens freuen, daß unser katholisches Deutschland gar manchen Schritt vor unsern südlichen und südwestlichen katholischen Mit-

menschen voraus hat. Wer weiß nicht von einem, um wahre Aufklärung so hochverdienten Erzbischoff Hieronymus von Salzburg zu reden, wer kennt seine weisen kirchlichen Verordnungen, wer seinen vortrefssichen Hirtenbrief nicht!

W.

## Weiberschule

### Eine ganz wahre Geschichte.

Auf einer unserer glänzendsten Universitäten Deutschlands lebt ein Mann, eben so berühmt durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, als wegen eines andern Umstandes, den ich hier aber nicht erwähne, weil jener zu kenntlich dadurch werden würde und es meine Absicht nicht ist, ihn meinen Lesern so gerade zur Schau hinzustellen, wiewol er im Grund wenig dabei verlöhre, da ihn meine Erzählung, wie ich hoffe, in ein Licht stellen wird, das seinen Charakter von dieser Seite gar vorthelhaft erhellet. Allein es giebt doch so gewisse Dinge in der Welt, die man nicht gerne aufgedeckt sieht, sollten wir auch gleich manchmal dabei gewinnen. Ich will daher weder seinen Namen, noch

noch jenen Umstand anführen, der so viel zu seiner Berühmtheit beiträgt. Genug wenn ich sage, daß er Lehrer auf einer Universität und dabei nichts weniger, als ein physisch vollkommener Mann ist.

Was ihm aber an letztem abgeht, scheint sein schönes Weibchen von Mutter Natur erhalten zu haben. Man hält sie einstimmig für eines der reizendsten Geschöpfe in der ganzen Stadt und huldigt ihr dieser Vorzüge wegen mit willigem Herzen.

Man weiß, leider! wol, daß der Maasstab, nach welchem die Frauenzimmer unsere Verdienste abmessen, ganz dem nicht ähnlich ist, womit wir es zu thun gewohnt sind und womit man unsern Werth einzig abmessen sollte. Körperliche Schönheit geht ihnen über alles und wenige werden sich unter tausenden finden, die, der vielen Bücher zum Trotz, die man ihrer Geistes- und Herzensbildung wegen gegenwärtig schreibt, nicht hauptsächlich das am Mann lieben sollten, was, wie sie beinahe durchgängig selbst glauben, ihr einziges Verdienst ausmacht. Nur Vorzüge des äussern Körpers; mit dem Inwendigen mag es aussehen, wie es will! Nur das Gesicht nicht verzerrt, hinter und über demselben sei dann, was da mag!

2tes Bändchen.

Q

Ich glaube nicht nöthig zu haben, hier zu erwähnen, daß man mir sehr unrecht thun würde, wenn man glaubte, diese meine Überzeugung sey ganz unbedingt. O nein, ich weiß gar manche Ausnahme zu dieser Regel und würde, wüßt ich diese nicht, so unzufrieden mit der Schöpfung überhaupt seyn, als ich es gegenwärtig mit den vier Mauern bin, zwischen welchen ich diese Zeilen schreibe. Und dann, was würdest du sagen, liebenswürdige Gotte! wenn du dieses liest, du, die du weißt, daß ich diese Anekdote bekannt mache und gewiß noch nie Ursache gefunden hast, mir vorzuwerfen, ich nähre von deinem Geschlecht überhaupt solche Grundsätze, wie ich hier einen aufstelle. Nein gewiß nicht und noch einmal, gewiß nicht! — Aber ein grosser, sehr grosser Theil denkt doch so, wie ich weiter oben gesagt habe. Auch bin ich so gewiß von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugt daß ich mich gerne und willig der empfindlichsten Strafe unterziehen will, wenn jemand auftritt, der mir nur mit wenigen triftigen Gründen das Gegentheil beweist. Dies ist gewiß genug gesagt und man kann wol denken, daß ich nicht so unbesonnen in den Tag hinein urtheilen würde, wenn ich meiner Sache nicht gewiß, durch vieljähriges Beobachten des schönen Geschlechtes nicht überführt worden wäre, daß das,

was den eigentlichen Werth des Mannes ausmacht, bei ihm nur Nebensache und nur in so fern von Belang ist, als seiner Eitelkeit dadurch geschmeichelt wird.

Wollen wir uns daher wundern, wenn unser schönes Weibchen nicht so gerne von ihrem körperlich verunstalteten Ehegatten als von einem Mann sich unterhalten ließ, an dem Mutter Natur nicht so stiefmütterlich gehandelt hatte? dieser letztere war ein junger, schlanker, rothwangiger Franke, mehr geneigt, den Unterredungen der Frau Professorinn mit Aufmerksamkeit zuzuhören als den Vorlesungen ihres Mannes, bei denen er, so gut sie auch waren, doch nicht gar selten die herzlichste Langeweile empfand. Er hatte freien Zutritt in des Professors Haus und machte von dieser Erlaubniß so häufigen Gebrauch, daß es keinen Menschen einfiel, zu glauben, diese Erlaubniß sei ihm gleichgültig. Wähte unser Professor aber, der junge Musensohn betrete seine Wohnung um seinetwillen so oft, so irrte er eben so sehr, als wenn er dachte, jener sei nur dann bei ihm zu sehen, wenn er selbst zu Haus wäre. O der feine, junge Mann kannte die Stunden gar wol, welche dieser im Hörsaal zubrachte und da vergaß er gewiß nie, sich's zur Pflicht zu machen, nach dem Wohlbestinden der Frau Professorinn sich — — bei

ihrem Ehemann zu erkundigen? warum nicht gar! nein unser Adonis war zu gewissenhaft, als daß er dem Lehrer ein paar Augenblicke über der Beantwortung dieser Frage an seinem Unterricht entziehen, zu galant, als daß er sich nicht zur Vorschrift machen sollte, bei der Hauptperson selbst Erkundigung einzuholen. Er gieng daher, so oft sichs nur thun ließ, während der Lehrstunden des Professors in seine Wohnung, die er nie vergaß, einige Minuten vor Verlauf derselben, wieder zu verlassen.

Dies trieb er nun eine Zeitlang so fort. Aber das alte und wahre Sprichwort: der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, mußte sich auch hier bestätigen. — Man kennt ja die Menschen, die sich, gehören sie nun zum Stamm der allein edlen Celten, oder der unwürdigen Mangolen, Beiwörter, die wie ein gar gelehrter Schriftsteller mit unglaublichem Scharfsinn zu erörtern wußte, diesen Völkern unbedingt zukommen, in manchen Dingen so sehr ähneln, daß sie mit Begierde jede Gelegenheit ergreifen, die sich ihnen darbietet, dem guten Ruf eines dritten eine Schlappe anzuhängen, oder die glückliche Unwissenheit eines andern zu heben und so kam es denn, daß, nachdem man erst aufmerksam auf die Besuche unsers Franken geworden war, sich ein und nach

diesem noch mancher gutherzige Freund fand, der unsern verdachtlosen Professor gar dienstfertiglich über das Privatissimum netzte, welches jener seinem schönen Weibgen, aller Vermuthung nach, laß.

Anfangs merkte der gute Mann nicht so sehr darauf, denn er hielt das ganze Ding für einen, zwar unzeitigen, aber doch so gewöhnlichen Scherz, daß er, ohne ihn eigentlich übel zu nehmen, für das ihn nahm, was er nicht seyn sollte, für eine schalkhafte Neckerei. Inzwischen wollte aber des Spottens kein Ende werden und da beschloß er denn, der Sache auf den Grund zu spüren. Er trug einem seiner intimen Freunde auf, acht zu geben, ob unser junger Ritter in der und der Stunde in seine Wohnung gehe und ihm, im Fall dies geschähe, Nachricht davon zu geben.

Gesagt, gethan! der Lehrer schüzt, nachdem er eine Viertelstunde gelesen hatte, eine plötzliche Unwohlheit vor, empfiehlt sich seinen Zuhörern und macht sich auf den Weg.

Während er nun auf diesem fortwandelt, wollen wir unsere jungen Leuten ein bißchen beschreiben, damit wir doch wenigstens etwas von ihren Beschäftigungen erfahren. Freilich wird es nicht viel seyn, weil sich ihr Gespräch gerade an diesem Tag über einen Gegenstand ausbreitete, der nicht viel Licht über ihre gegenseitigen Absich-

ten wirst; doch soll er uns, hoff ich, so viel abnehmen lassen, daß wir wissen, auf welchen Zweig der Moral dieses Privatissimum sich eigentlich einschränkte.

„Nein, ich kann es nie genug wiederholen, daß es ewig und ewig Schade für Sie, schönes reizendes Weibchen ist.“

„O ich bitte, brechen Sie ab — Sie wissen, daß ich nicht von mir abhieng, daß meine Einwilligung erst dann gesucht wurde, als Konvenienz das Band bereits geknüpft hatte.“

„Leider weiß ichs. Sie brachten Ihren gefühllosen Verwandten ein schmerzliches Opfer. —“

„Nicht so, mein Freund! Ich war es schuldig und dann — — haben Sie ganz vergessen, welche Achtung die Welt seinen Verdiensten schenkt?“

„O ich ehre diese, wie niemand, und gewiß sie sind groß, und würden alle Mängel der Natur gänzlich bedecken, wäre ihm ein Weib geworden, das weniger Vorzüge besäße, aber — doch, was sag' ich! Nein ich dank' es dem Zufall, daß er Sie zu seiner Gattin erkohr, würd' ich wol sonst so glücklich gewesen seyn, meine seligsten Tage auf dieser Akademie verleben zu können? —“

„ Schmeicheln und ewig schmeicheln —  
 Freund! hüten Sie sich mich argwöhnisch zu ma-  
 chen. Ihr Männer seid da am wenigsten aufrich-  
 tig, wo ihr jedes eurer Worte mit einer Schmei-  
 chelei begleitet. Glauben Sie mir, mein Ge-  
 schlecht liebt dieses Verfahren nicht immer, denn  
 es hat auch durchschauen gelernt und nur die  
 Schwache hascht nach einem Angel, der jeder an-  
 dern zu sichtbar ist, als daß sie darnach gelüsten  
 sollte. Oder denken Sie etwa, daß alltägliche  
 Lohspeise auch für mich — — “

„ Reden Sie nicht aus, Sie thun mir zu  
 weh, denn warlich, ich verdiene solch eine Belei-  
 digung nicht. So oft ich Sie verlasse, mach' ich  
 mir Vorwürfe, daß ich zu wenig bekannt mit der  
 Sprache der großen Welt bin, denn verstünde ich  
 diese, so hätte mein Herz doch wenigstens die Ge-  
 nugthuung, zu wissen, daß meine Zunge einen  
 Theil seiner Empfindungen in Worte aufzulösen  
 vermag. “

„ Nur nicht empfindlich, Freund! “

„ Sie können mich so unbarmherzig quälen  
 und es sollt' mich nicht schmerzen? O Liebe! Sie  
 haben sich noch nie die Mühe gegeben, mein Herz  
 zu prüfen. “

„ Böser Mann, wie Sie mir meine Belei-  
 digung heimgeben! denken Sie, daß Luise ihr Herz

nur so verschenkt, ohne vorher untersucht zu haben, an wen? Schöne Begriffe von meiner Vorsicht! Hören Sie, Werner! so was nicht wieder, oder dieser Kuß ist der letzte, den ihre unwürdigen Lippen empfangen.

„Aber auch Sie, beste Luise! mißkennen mich nicht mehr? Schenken meinen Aeußerungen in Zukunft uneingeschränktes Zutrauen?“

„Wie aber, wenn uns mein Mann einst überraschte? wenn man ihn aufmerksam machte?“

„Wer sollte dies thun? Wer muthmaßen, daß die schöne Luise mich zum glücklichsten Sterblichen gemacht hat?“

„Unsere Neider, mein Freund!“

„Unsere Neider! Meine Neider! Ja wahrlich, ich würde ihrer so viele haben, als Männer in der Stadt sind, wenn nur die geringste Muthmaßung — aber man weiß ja, daß ich ein Freund Ihres Mannes — —“

„Himmel, ich höre seinen Tritt, seine Stimme — —“

„Bei Gott, er ist!“

„O ich Unglückliche — — Sagen Sie doch — ach nein; — gehen Sie geschwind in dieses Kabinet; er wird auf seine Studierstube — — vielleicht hat er etwas vergessen — — —“

Husch war unser Agathon im Nebenzimmer und der Mann trat ein.

„Wundere dich nicht liebes Weibchen! daß ich so schnell zurückkomme. Mir sind einige ausländische Freunde begegnet, als ich nach dem Hörsaal gieng. Ich habe sie zu mir gebeten und erwarte sie nun jeden Augenblick. Sei so gut, geschwind Kaffee machen und etwas Batwerk holen zu lassen. —

Aber ich weiß nicht, täusch ich mich, oder — du kömmt mir etwas verwirrt vor, etwas ängstlich.

„Wie du auch fragen kannst! Meinst du, ich hätte schon vergessen, daß du vor einigen Monaten unter dem Lesen von einem Schwindel überfallen und krank nach Hause gebracht wurdest?“

„Ich danke dir, Liebe!“

„Gottlob, daß Dich nicht eine ähnliche Ursache nach Haus zu kommen genöthigt hat. Aber erschrocken bin ich, als ich dich auf der Treppe hörte, daß ich über und über zitterte.“

„Willst du nicht ein bißchen hallisches Pulver nehmen?“

„Ach nein, Du bist ja wohl und da wird meine Freude bessere Dienste thun, als dieses Pulver.“

„Nun sei so gut und Sorge für das Gesagte, meine Freunde werden gleich hier seyn.“

„Augenblicklich, Lieber! — — Willst du aber nicht inzwischen auf dein Studierzimmer gehen, bis ich ein wenig hier aufgeräumt habe?“

„Wozu das? Ordnung und Reinlichkeit hab ich von jeher in deiner Oekonomie gefunden und auch heute seh' ich das Gegentheil nicht. Ich hätte meine Freunde gleich mitbringen können und gewiß, sie würden sich beim Eintritt überzeugt haben, daß ich ein lebenswürdiges Weib besitze.“

„Du bist sehr gütig“ —

„Den Kaffee, liebes Weibgen! Ich glaube, meine Freunde kommen schon. — In diesem Kabinnet muß er seyn, sagte er, als sie hinaus war, denn daß jemand hier gewesen ist, davon überzeuge mich das Geräusch, das ich vor der Thüre hörte. O über Euch Weiber!“

„Im Augenblick kam sie wieder herein und fragte, ob er sich nicht ein bißchen umkleiden wolle, weil er bloß im Uiberroß sei?“

„Ist nicht nöthig, Liebe! meine Freunde sind es auch und besuchen mich nicht deswegen, um zu wissen, ob ich noch einen andern Rock habe, als diesen. Zudem bist du so gütig gewesen, mir erst gestern den Staub herausklopfen zu lassen und da überhebt, wie du siehst, deine Vorsorge mich heute aller Mühe.“

„Aber der Wohlstand —

„Willst, daß Ihr Frauenzimmer einander im  
Nuz empfängt um — Euch darüber zu beneiden.  
Meine Freunde würden mirs übel nehmen, wenn  
sie mich nun in einem andern Anzug sähen, denn  
sie kommen, wie ich dir sage, beide im Uiberroth.“

Sie gieng wieder hinaus und wurde von Mi-  
nute zu Minute unruhiger. — —

„Hab ich dir schon gesagt, Pieber! daß der  
Buchbinder Thümmels Reisen, auf die du  
so neugierig warst, geschickt hat?“

„Nein, wo sind sie?“

„Auf deiner Stadierstube.“

„Willst du nicht so gut seyn, sie mir herun-  
terzuholen?“

„Wenn du noch ein bißchen warten kannst;  
ich habe das Mädchen nach Bakwerk geschickt und da  
muß ich jeden Augenblick nach der Sane sehen, da-  
mit sie nicht ausläuft.“

„Du bist ja gleich wieder hier.“

„Bohl wahr, aber ich habe das Buch nicht  
selbst hinaufgetragen und da mücht ich zu lange  
suchen müssen. Sieh acht, die Sane läuft mir  
ins Feuer — —

Sie gieng wieder hinaus und horchte, ob er  
das Buch nicht selbst holen würde. Vergeblich,  
denn er bewegte sich nicht von dem Stuhle, auf  
dem er saß. Sie kam wieder — —

„Nun wäre der Kasse fertig und auch das  
Bakwerk ist da, aber noch seh' ich keinen von dei-  
nen Freunden.“

„Ich begreife selbst nicht, wo sie so lange blei-  
ben — darf ich dich nun bitten, mir das Buch  
zu holen?“

„Wenn ich es nur finde! — — — Wie  
ich befürchtet habe; ich kann es nirgends sehen.“

„Wer hat es denn hinaufgetragen?“

„Das Mädchen.“

„So laß' es durch diese holen.“

„Gut! — — — Du wirst doch wohl noch selbst  
hinauf müssen, denn ich dachte nicht gleich daran,  
daß ich sie wieder ausgeschickt habe.“

„So mag es gut seyn, bis ich nachher hin-  
aufkomme.“

Je mehr sie sah, daß er nicht aus dem Zimmer  
zu bewegen war, je mehr wuchs ihre Verwirrung,  
die endlich so sehr überhand nahm, daß sie ihrem  
Mann sichtbar werden mußte.

„Was fehlt dir, Liebe! sieng er nach einiger  
Zeit an, du wirst ganz blaß und scheinst in der  
That zu zittern.“

„Ich führe einige Uebelkeiten im Magen, die  
wahrscheinlich vorübergehen werden.“

„Willst du nicht von meinen Tropfen  
nehmen?“

„Ach nein — — doch ja, wenn du so gut seyn willst, von denen, die du oben eingeschlossen hast, zu geben.“

„Hier hast du den Schlüssel — — —“

„Wirklich es wird mir recht schlimm; ich muß mich setzen; o sei so gütig, lieber Mann und hol' mir welche.“

„Gut!“

Er gieng bis an die Thüre und schon begann das gefoltete Weibchen Muth zu schöpfen, als sie plötzlich in die schrecklichste Angst gestürzt wurde, denn er kehrte an der Thüre wieder um und gieng auf das Cabinet zu.

„Mir fällt da ein, meine liebe Louise! daß ich vorgestern selbst welche eingenommen und gesehen habe, wie du das Gläschen sodann hier herein trugst —

Er gieng ohne eine Antwort abzuwarten hinein. — Ach sieh da, rief er, als er im Cabinet war, Freund Werner! — Hätten Sie mich doch beinahe erschreckt. Wahrhaftig ich hätte Sie eher auf meiner Studierstube, als hier gesucht. Doch Sie haben, scheint es, das Bibliothekchen meiner Frau einmal durchsehen wollen?

Dem armen Werner, dem der Angstschweiß auf der Stirne lag, konnte nichts erwünschter seyn, als diese Ausrede, die ihm der Professor in den Mund legte.

„Gewiß es sind recht artige Sachen darinn, fuhr letzterer fort und ich thue mir etwas auf den Geschmak meiner Frau zu gute.“

„Sie haben alle Ursachen dazu, Herr Professor! Auch unterhalt' ich mich beinahe schon anderthalb Stunden mit Durchsichung dieser gutgewählten Bücher.“

„Meine Frau hat mir zu sagen vergessen, daß Sie hier sind, sonst hätt' ich Ihnen schon lange Gesellschaft geleistet.“

„Ich glaubte Sie noch nicht zu Hause, drum verweilt' ich mich bis jzt —“

„Mein Gott, ich vergesse beinahe, warum ich hereingekommen bin. Wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, meiner Frau diese Tropfen hinauszubringen, Sie hat sich über meine schnelle Nachhausekunft alterirt. — Werner wurde hier äusserst verlegen — ich meine, sie ist erschrocken, weil ich neulich zur nämlichen Zeit unpäßlich nach Hause kam.“

Werner gieng hinaus und sein gefälliger Freund blieb noch einige Augenblicke im Kabinett.

Um Gotteswillen, was ist das! Flüsterte das zitternde Weibchen ihm entgegen.

„Ich glaube, er ahndet nichts, fassen Sie sich nur.“

Unterdesſen trat der galante Ehemann hervor. — Haft du ſchon eingenommen, Liebe?“

„So eben und mir iſt auch ſchon beſſer. — Ich erſchrak beinahe von neuem, als Herr Werner aus dem Kabinett kam, denn ich hatte ſchon vergeſſen, daß ich ihm, weil er dich nicht zu Haus traf, die Erlaubniß gab, ſich in meiner Büchersammlung biß zu deiner Zurückkunft zu beſchäftigen.“

„Du haſt ihm wahrſcheinlich ſo viel Vergnügen durch deine Gutherzigkeit verſchaft, daß ich mich von neuem hätte entfernen können, eh' er ſich erinnert hätte, daß er eigentlich meiner wegen hier iſt.“

„Auch iſt meine Eilfertigkeit mit dem Kaffee ſchuld, daß ich nicht mehr daran dachte.“

„Über meine Freunde! — Hör', ſei ſo gut und laß den Kaffee hereingegeben. Herr Werner hat ſchon die Gefälligkeit, mit mir zu trinken. Wer weg wo jene aufgehhalten worden ſind. Auch beſorge zwei Pfeiffen. — Der Kaffe wurde gebracht, unſer Ehemann nöthigte ſeinen Freund an den Tiſch und ſetzte ſich ganz heiter neben ihn. —“

„Weil du dich auf drei Perſonen mit Kaffee verſehen haſt, Liebe! ſo biſt du ſchon ſo gut und trinckſt mit uns, nicht wahr? Komm', ſez dich neben Herrn Werner.“

Sie machte einige Entschuldigungen, denn ihr war gar nicht wohl zu Muthe und schützte Küchengeschäfte vor.

„Sez' dich nur, liebe Luise! wir können heute schon ein bißchen länger mit dem Mittagessen warten, da wir ja auch noch Backwerk zu verzehren haben.“

Sie gehorchte und man fieng an, zum zweitenmal zu frühstücken. Luise und Werner sahen jedes vor sich hin und der Professor schien vorsätzlich zu warten, bis eines das Stillschweichen bräuche. Es geschah nicht.

„Man sagt mir, es seie etwas seltenes, daß Sie, Herr Werner! eine Stunde Ihren Kollegien entzögen.“

„Benigstens thu ichs seh'r ungerne.“

„Und doch, glaub' ich, Sie schon einigemal in dem vermigt zu haben, das ich dreimal in der Woche von acht bis neun Uhr lese. Auch heute — —“

„Bin ich wirklich durch einen Zufall wieder ausgeblieben. Ich wollte im Vorbeigehen sehen, ob Sie schon fort wären, fand die Frau Professorinn in diesem Nebenzimmer beschäftigt, wo die kleine Büchersammlung mein Augenmerk auf sich zog und — —“

Ihre

Ihre erste Absicht Sie vergessen machte? Eine Schmeichelei für meine liebe Frau, die sich, wie ich schon gesagt habe, die Bücher selbst gewählt hat. — — Besuchen Sie mich oft?"

"Ich begreife Sie nicht recht, Herr Professor!"

"In dieser Stunde, mein' ich. — Bleib doch, liebe Luise! — Ich will sagen in der Stunde, da ich im Hörsaal bin."

"Schon einigemal bin ich, um die Ehre zu haben, mit Ihnen dahin zu gehen, heraufgegangen —"

"Und haben mich immer nicht mehr angetroffen? Schade, daß ich nicht gewußt habe, wovon sich die Stadt unterhält, sonst hätt' ich Sie jedesmal erwartet. Die Stadt nämlich sagt mir, wenn man Sie um diese Zeit sprechen wolle, so könnte man Sie in meiner Wohnung finden."

"In der Stadt wird freilich viel gesprochen."

"Und viel unwahres. Ich glaubt' ihr auch nicht, denn ich schmeichelte mir, daß Sie in einetgen in mein Haus kommen, daß ich aber eine Stunde früher, als igt, im Kollegium bin, wissen Sie so gut, als ich."

"Der Zufall — —"

"Führte Sie dem ungeachtet schon öfters hierher? — Hören Sie, Herr Werner! Sie sind mir ein gutes Bändchen.

W

ter, lieber Freund und ich sehe Sie recht gerne bei mir. Aber wir kennen ja beide die Menschen. Sie sind jung und für einen Mann von interessanter Bildung. Mein Weib halten die Leute, mit mir, für schön. Mich hat die Natur vernachlässigt. Gründe genug für die Menschen, anders von Ihren Besuchen zu urtheilen, als ich, der ich grosse Dinge auf die Medelicheit meines Weibes baue und der ich auch in die Ihrige keine Zweifel setze. Die Zufriedenheit meiner lieben Luise liegt mir am Herzen und gewiß diese würde gestöhrt, wenn sie erführe, daß man zweideutig von ihrem guten Namen spreche. Dies aber würde unsehlbar erfolgen, wenn sie in der Unschuld ihres Herzens fortführe, Sie in meiner Abwesenheit bei sich zu sehen. Ich will Ihnen sagen, zu welcher Zeit mich mein Beruf nöthigt, ausser meiner Wohnung zu seyn, damit sie sich darnach richten und sie nur dann betreten können, wenn ich das Vergnügen haben kann, Ihres Umganges genießen zu dürfen. — Denkst du nicht auch so, Liebe?

Luise konnte sich nicht mehr enthalten; der ernsthafte, bedeutende und zum Theil rührende Ton, in welchem ihr Mann dieses sagte, presste ihre Thränen aus.

Warum weinst du gutes Weib? Kränkt dich das öffentliche Gerüchte? O ich betheure dir, daß

es mich auch kränkt, denn ich dachte nie, daß sich Verläumdung an deinen Karakter wagen würde. Laß es gut seyn, meine Achtung, meine Liebe soll dich entschädigen, denn ich glaube nicht, je den Grad von Unglück erleben zu müssen, auf dem ich überzeugt würde, daß ich betrogen und dazu bestimmt bin, mein Leben über einer Entdeckung zu verweinen, die unfehlbar meinen Tod nach sich ziehen würde.

Luiſe weinte heftiger, ſiel ihrem Gatten um den Hals und man ſagt, daß von dieſem Augenblick an niemand gröſſere Urſache habe, auf die Treue und Achtung ſeines Weibes zu bauen, als unſer durch dieſe Liſt nun gänzlich beruhigte Gelehrte.

W.

---

## Uiber die Begierde, die Zukunft zu wiſſen.

---

**K**lage nicht, kurzsichtiger Sterblicher! daß die Hand der weisen Vorſehung einen unverletzlichen Schleier vor deine neugierigen Augen zog, um ihren wandernden Blicken die Ausſicht in die Gefilde der Zukunft zu verhüllen. Ihre Abſichten ſind weiſe, und die Pfade auf welchen ſie dich wandeln läßt, ſind die Beſten, wenn gleich

bisweilen Nebeln und Dorne in grösserer Menge deinen Tritten begegnen als lachende Blumen. Aber du denkst vielleicht: wie kann ich mir einen fort-dauenden Plan meines Lebens entwerfen, wenn alle künftige Schicksale desselben vor meinen Augen verborgen sind? Wie kann ich gegen die Stürme der Widerwärtigkeiten mich waffnen, wenn sie unvorhergesehen mich überfallen, und plötzlich die schönsten Blüten meines Glücks und meiner Erwartungen abstreifen? — Stille! sterblicher Mensch! stille mit diesen ängstlichen Klagen, und höre die Stimme deiner Vernunft, welche dich lehren wird, daß du alles dieß kannst, wenn gleich Dunkelheit auf deinem forschenden Auge liegt. — Wie? wenn du alle Freuden und Mißvergönigungen vorher siehst, müssen sie nicht unvermeidlich erfolgen? Und wenn dieß ist, wozu nützen dich deine Rüstungen gegen die Uebel, die die Ruhe deines Herzens zu untergraben drohen? Wozu alle Vorbereitungen auf ein künftiges Gute, wenn es nothwendig, und vielleicht ohne deine Einwirkung erfolgen muß? O wie widersprechend! wie ängstlich! wie kleinlich! Mensch, Mensch! lege die Hand auf die Brust, und sag: ich bin ein Mensch. Doch laß es seyn, daß die gütige Vorsehung deinen ungestümmen Wünschen willfahre; laß es seyn, daß auf ihr Gebot die Scheidewand verschwinde, welche zwischen deinem Verstande, und der Zukunft

aufgethürmt ist; daß alle Szenen deines Lebens in ihrem freudigen, wie in ihrem traurigen Gewande vor deiner Seele vorüberglitten — und nun, wenn deine Neugierde gesättigt ist, was hast du davon? — Viel, sehr Viel. — Wol! du siehst in diesen Bildern den Abdruck deiner künftigen Schicksale. Du wurdest unterrichtet, ob die Summe deiner noch kommenden Lebensjahre mehr Augenblicke des Schmerzens oder des Vergnügens enthalten werde. Du erblicktest das Ziel, welches der grosse Grenzstein aller menschlichen Wünsche und Entwürfe ist, das Ziel bei dessen Erreichung deine irdische Hülle ihre harmonische Schönheit ablegt, — und in ihre ursprüngliches Nichts zurückkehrt. Kurz, du befriedigtest ein Verlangen, welches schon so lange in deiner Seele aufreißerisch war. Aber bedenke nun auch, welche Folgen für die Ruhe deines Herzens, und für die Hervollkommnung deines Geistes aus deiner erweiterten Erkenntniß entstehen. Werden nicht die Uebel, die dir drohen, und die du im Spiegel der Zukunft abgebildet sahest, täglich mit schreckenden Bildern über deiner Seele schweben? werden sie nicht nach dem Maas ihrer Größe deines Herzens Ruhe untergraben, dich betrüben, quälen, martern? werden sie nicht deine Thätigkeit von allem Nützlichen und Guten abziehen; und wird nicht der qualvolle, fürchterliche Zustand deiner geängstigten Seele fortdauern, bis die Ge-

fahren, wie langsam herannahende Gewitter, über deinem Haupte ausbrechen? Hast du Muth genug dieß zu ertragen, so fehlt es dir nicht an Stärke der Seele, der ungewissen Zukunft mit ruhigem Blicke entgegen zu schauen. — Doch hinweg, mit diesen unangenehmen Bildern! Wie? wenn lachende Aussichten in die Gefilde der Freude und des Glücks dir sich eröffnen, wie? wenn du schon im Buche des Schicksals die meisten deiner Wünsche und Unternehmungen als erfüllt eingeschrieben siehst, was wird wol dann erfolgen, Glücklicher? — Siehe ich will es dir sagen, wie es meine Vernunft mich lehrte. Die Begierde, deine Erwartungen und Entwürfe gekrönt zu sehen, wird eben so beunruhigend und peinigend in deiner Seele werden, als die furchtvolle Erwartung eines unvermeidlichen Übels. Die Ueberzeugung eines gewissen Glücks wird dein Herz eher verschlimmern als bessern, und allen edleren Gefühlen den Zugang zu demselben verschließen. Stolz, Härte, Uebermuth, und alle mit ihnen verschwiferte Laster werden die Wohnungen besserer Neigungen einnehmen. Das Feld deines Verstandes wird brach liegen bleiben, weil es dich überflüssig dünkt es anzubauen, wenn du ohne Mühe und Schweiß das einärndten kannst, was das Glük für dich ausgesäet hat, deine Thätigkeit wird stille stehen, wie ein Uhrenwerk, dem die gesunden Triebräder fehlen. Und will dieß dein

Schöpfer? War dieß dein Zweck, als er dir den regen, thätigen Geist einhauchte? Nein! gewiß nicht. Er wollte dich nicht zur Pflanze schaffen, die bewegungslos im Boden eingewurzelt steht; nicht zum Maschinengleichen Thiere, welches der Sklave seines Instinkts, und der Würfel des Zufalls ist. Er schuf dich zur Thätigkeit, und wollte, daß du sie zum Werkzeuge deines Glücks, und deiner Vollkommenheit gebrauchen solltest. Und wie könntest du der Schöpfer deines Glücks, und deiner höhern Vollkommenheit seyn, wenn die Vorhersehung eines gewissen Gutes dich in Unthätigkeit setzte? Wie kann der Plan der Gottheit, die größtmögliche Summe von Freuden über ihre Geschöpfe zu verbreiten, an dir wirksam werden, wenn du selbst ihre weise Anstalt vereitelst, und durch die Vorhersehung eines unvermeidlichen Uebels vorsätzlich in den Kelch des Vergnügens und der Bönne Bitterkeit und Thränen mischst? O Thor! der du einen Plan tadeln kannst, der zu deinen Besten dienet! unweiser Wunsch, der von der urtheilenden Vernunft so weit absteht, als ein Pol von dem andern!

Siehe! endlicher Mensch, du müßtest den Zweck deines Daseyns verläugnen, den du doch mit leserlichen Buchstaben in deiner Seele geschrieben finden wirst; du würdest nach einem dem unendlichen Geiste vorbehaltenen Heiligthume verwegen den

Arm ausstrecken, wenn du den Keim eines solchen Wunsches, statt ihn zu erstickn, zu höherem Wachsthum gelangen liehest. Erkenne mit Demuth, daß du endlich bist; lerne einsehen, daß allen Planeten der Vorsehung Absicht und Weisheit zur Grundlage dienet. Vor allem aber gebrauche die Vernunft, von deren Anwendung allein Glück oder Unglück abhängt. Kein Uebel kann die Ruhe des Weisen stören, dessen Verstand geläutert, dessen Wille gebessert ist. Mit heroischer Gelassenheit schauet er der Zukunft entgegen, unerschüttert, das Schicksal habe über ihn beschlossen, was es wolle, ob er dem Hunger des Unglücks zum Raube dienen, oder in goldnen Pallästen prangen, ob er den Schauplatz des Lebens verlassen, oder länger noch seine Rolle auf diesem Erdballe spielen solle. Das Gleichgewicht seiner Seele wird unerschüttert dasselbe bleiben. Er wird der Vorsehung danken, ob Leiden und Schmerzen ihn niederdrücken, oder Diademe sein Haupt zieren! Ihm bleibt Tugend und Weisheit. Ein Strahl der Gottheit glänzt auf ihn her, den Liebling derselben. Wohlgefällig wandelt er auf ihren Pfaden, und unaussprechliche Wonnen sind sein Loos. — O wie felig ist es, in den Tempel der Weisheit einzutreten, und von der Tugend begleitet, darinn anzubeten! Dreimal felig, der Mann, der dieses schöne Ziel erreicht! Ihn schrecket kein Leiden, ihn erschüttert kein Dunkel der Zukunft!

Gustav \* \* \*





S'2781(1/2)

VD 18

ULB Halle

3

006 309 917



R





Allgemeine  
Lesebibliothek  
für  
Lektürfreunde aller Stände.

Ein Magazin  
zur  
Unterhaltung und Belehrung  
herausgegeben  
von  
einer kleinen gelehrten Gesellschaft.  
Zweites Bändchen.



Frankfurth am Mayn,  
bei J. G. Pech,

1791.